

Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 39
November 2011



Postadresse „Fernwärmeschacht“

Überleben in Russland

Liebe Leserinnen und Leser!

Als Bischof Pickel bei seinem Besuch im Bistum Osnabrück vor wenigen Wochen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Diözesancaritasverband Osnabrück erklärte, was aus seiner Sicht das Besondere an der 13-jährigen Partnerschaft zwischen dem Bistum St. Clemens und dem Bistum Osnabrück sei - vor allem im Bereich der Caritas - sprach er von einer Partnerschaft auf Augenhöhe, von einem gegenseitigen Geben und Nehmen.

So seien zwar die materiellen Rahmenbedingungen der beiden Bistümer und damit auch der beiden Caritasverbände völlig unvergleichlich, aber die Art und Weise, wie die in der Partnerschaft handelnden Menschen einander wahrnehmen und voneinander lernen, sei für ihn eine besondere Erfahrung.

Vor einiger Zeit äußerte er sich zu den Anfängen der Partnerschaft im Osnabrücker Kirchenboten: „Ich hatte ganz am Anfang der Verbindung nach Osnabrück befürchtet, dass es wieder eins der schnelllebigen deutschen Strohfeuer wird, von denen ich schon einige kannte, die aber oft mehr Schaden anrichten, weil sie mehr unrealistische Hoffnungen wecken, als dass sie nützen. Hier ist es anders. Es gibt sehr engagierte Leute. Es gibt das nötige Feingefühl fürs Anderssein der anderen. Es gibt keine Einbahnstraßen.“

Liebe Spenderinnen und Spender, Sie sind das Gerüst dieser Partnerschaft. Sie stützen diese Partnerschaft nicht nur mate-

riell, Sie stützen sie mit ihrem Engagement und Ihrem Interesse an unserer Arbeit. Dafür danken wir Ihnen herzlich!

In dieser Kuh berichten wir von der Situation der Obdachlosen in Russland, von der Hilfe, die ihnen zuteil wird - von besonderen Menschen und besonderen Begegnungen.

Als ich den ersten Abzug der neuen „Eine Kuh für Marx“ in Händen hielt, habe ich spontan an die Geschichte vom „Dombauer“ gedacht:

An einer großen Baustelle kam einmal ein Spaziergänger vorbei und fragte drei Arbeiter: „Was macht ihr hier?“ Der Erste gab zur Antwort: „Ich klopfe Steine.“ „Ich verdiene mein Geld“, antwortete der Zweite. Und der Dritte? Der überlegte kurz und bekannte voller Stolz in der Stimme: „Ich helfe mit, an einem Dom zu bauen.“

Mögen Sie - genauso wie ich - gerne der Dritte sein? Ich wünsche und glaube es - jede und jeder von uns auf eigene Weise. Lassen Sie uns weiterhin versuchen, die Welt ein kleines bisschen besser zu machen!

Das Team von „Eine Kuh für Marx“ wünscht Ihnen und Ihrer Familie eine besinnliche Adventszeit und ein gesegnetes Weihnachtsfest!

Ihr Ottmar Steffan



Ottmar Steffan. Foto: Heike Prior.

Bitte beachten Sie, dass aufgrund der **Bundeseröffnung von Renovabis vom 3. bis 6. Mai 2012** im Bistum Osnabrück die nächste Zeitschrift „Eine Kuh für Marx“ bereits im April und nicht erst im Mai 2012 erscheint. Über das Programm der Renovabis-Eröffnung 2012 werden wir Sie in unserer neuen Ausgabe ausführlich informieren. Der **Festgottesdienst im Osnabrücker Dom** mit Bischof Franz-Josef Bode und Bischof Clemens Pickel findet am Sonntag, den **6. Mai 2012** voraussichtlich um **9.45 Uhr** statt.



„Nicht nur heißer Tee“	5
Mit den Augen der anderen	9
Postadresse Fernwärmeschacht.....	11
Im TBC-Krankenhaus für Obdachlose	13
Eine Schule des Sehens und Erkennens.....	17
„Stummer Schrei“ – Fotos, Grafiken und Gedichte zur Obdachlosigkeit in Russland	19
Wunsch nach einem sozialen russischen Netz.....	21
Fast 900.000 Euro für Hilfsprojekte in 2010.....	24
Bischof Clemens Pickel zu Gast im Bistum Osnabrück.....	26
Manchmal haben sie Sehnsucht nach Russland	28
„Es hat sich viel gebessert“	29
Erste Eindrücke der Freiwilligen 2011	31
Im nächsten Jahr sehen wir uns wieder – beim Spielplatzbau in Orenburg	33
Jugendparlamentarier treffen Angela Merkel und Dmitrij Medvedev	36
Der Schulneubau in Tomsk schreitet voran	38
Mehr als nur ein Dach über dem Kopf	39
Von vielen Händen getragen – Ein Vater kämpft um seine Kinder	41
Marta gibt zwanzig Liter Milch am Tag.....	42
Weihnachts-CD von Marxer Kinderchor.....	45
Eine Kuh für Marx - Wir über uns	46



Mirella Zanon auf dem Weg zu den Obdachlosen: „Meine wichtigsten Begegnungen hatte ich auf der Straße.“
Foto: privat.

„Nicht nur heißer Tee“

In der italienischen Zeitschrift „Sempre“ erschien im Januar 2011 unter dem Titel „Nicht nur heißer Tee“ ein Artikel von Mirella Zanon. Sie lebt und arbeitet seit einigen Jahren in Astrachan in der Gemeinschaft Johannes XXIII.

von Mirella Zanon (übersetzt von Alexandra Konert)

In einem der am stärksten benachteiligten Stadtteile von Astrachan, einer Stadt mit 500.000 Einwohnern, am Rande des Kaukasus, beschäftigt sich die Gemeinschaft Johannes XXIII. seit dem Jahre 2002 mit der Entwicklung von drei Projekten: Unterstützung von Minderheiten und Behinderten in Schwierigkeiten,

Adoptionen und Straßenarbeit. Von diesem letzteren möchte ich erzählen. [...]

Sie geht langsam weiter, sich am Geländer am Straßenrand festhaltend. Ich bemerke sie durch Zufall in der Menge, die den Markt bevölkert. Zunächst erkenne ich gar nicht genau, um wen oder was es sich eigentlich

handelt, um einen Mann oder um eine Frau, so hässlich ist das Gesicht. Was für ein Gesicht!

Dann bleibt mein Blick an dieser Gestalt hängen. Ihr Gesicht ist geschwollen, die Nase gebrochen und bedeckt von einer Kruste aus angetrocknetem Blut; der Mund ist schief und verschleimt; sie geht langsam



„Die Leute warten auf uns, sie wissen, dass wir sie suchen,...“ Foto: privat.

weiter, keuchend und etwas vor sich hin murmelnd. Sie ist klein, ihre Kleidung schmutzig, durchtränkt von Regen und Schmerzen, mit unauslöschlichen Flecken, niemand würde sie jemals von der Erde aufheben. Die Hände sind so schmal wie Schatten eines Skelettes, als ob der Tod bereits zu spielen begonnen hätte.

Nur ein Augenblick

Als meine Augen sich auf die ihren richten, bleibt die Welt um uns herum stehen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals zuvor so blaue, so klare, so durchscheinende Augen gesehen zu haben. Was machen diese Augen in diesem unmenschlichen Gesicht? Woher kommt dieser

Mensch, der in Stücke zerbrochen ist? Wie ist es möglich dass so viele Leute an ihr vorbei gehen, und niemand bleibt stehen? Dann verstehe ich. Ich bin einen Meter von ihm entfernt, und plötzlich wird mir klar, dass es nicht der Geruch ist, der mich fern hält, sondern der abstoßende Anblick. Plötzlich nehme ich die Reaktionen der Passanten wahr; sie halten einen Augenblick inne und wenden sich dann voll Ekel ab. Ich spüre, wie sich mein Magen zusammenzieht, sich wieder öffnet. Übelkeit steigt in mir hoch. Ich möchte mein Gesicht verstecken; ich wünschte, ich hätte nie in ihre Richtung geschaut, es fühlt sich an, als wären diese Missbildungen ansteckend. Ich wiederhole vor mir selber, dass

das unmöglich ist, aber was ich da vor mir sehe, kann kein lebender Mensch sein. Ich schlucke und setze an, mich umzudrehen und meiner Wege zu gehen, aber mein Blick bleibt.

Es ist nur ein Augenblick, eine Stimme, die mir sagt, dass ich nicht auch noch weglaufen darf, ich bin quasi für sie hier. Und so finde ich mich bei ihr wieder, neben ihr, und ich frage sie nach ihrem Namen. Nach einigen Versuchen kann ich die gutturalen Laute, die aus ihrem Mund kommen, verstehen. Diese Frau heißt Galja und ist 56 Jahre alt. Sie versucht, nach Hause zu gehen, sie kommt von weit her aus einer Unterkunft, die außerhalb der Stadt liegt, und ist ganz offensichtlich verwirrt. Aber be-

sonders bemerkenswert, sie sagt, es gehe ihr gut und sie benötige keine Hilfe. Ich fühle mich in eine Begegnung hinein katapultiert, die die Grenzen des Absurden erreicht. Alles, was sonst angemessen erscheint, ist sinnlos angesichts dieser so ungewöhnlichen Situation.

Dann komme ich auf die Idee, ihr ein Glas heißen Tee anzubieten, den ich auf meinem Gang durch die Stadt heute Morgen bei mir trage. Meine Absicht ist es, sie in meiner Nähe zu halten, um zu verhindern, dass sie unter die Räder kommt, und überlege, wie ich ihr am besten helfen kann. Galja, die vermutlich noch versucht herauszufinden, was ich von ihr will, nimmt mit dem Anflug eines Lächelns mein Angebot an. Ich sehe das Lächeln in Wahrheit nicht wirklich, aber ich nehme es wahr.

Übelkeit steigt hoch

Wir sind uns jetzt nahe und befinden uns wie in einer Blase, in der es noch möglich ist, Kontakt aufzubauen, Sauerstoff für die Seele, während wir noch umgeben sind von der unerträglichen Gleichgültigkeit der anderen. Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe: Einen Polizisten suchen und ihn dazu zwingen, so schnell wie möglich einen Krankenwagen zu rufen, denn wenn ich ihn rufen würde, bestünde die Gefahr, dass er nicht käme. Der Herbst hat gerade erst begonnen und ich bin seit kurzem erst zurück in Astrachan, aber bei der Notaufnahme ist man schon genervt von meinen Anrufen für die Obdachlosen. Dieses Mal aber kann ich das Risiko nicht eingehen, dass Galja hier bleibt.

Dank der Unterstützung von Ruslan, der heute Morgen mit mir zusammen unterwegs ist, kommt der Bezirkspolizist, offensichtlich mit verdrehten Augen, aber alles in allem mit den besten Absichten. Sein Blick streift Galja, dann schaut er zu mir, verweilt schließlich mit gesenktem Kopf und starrt auf sein Funkgerät. Ungeduldig wegen seines Schweigens, bitte ich ihn mehrmals eindringlich, einen Krankenwagen anzurufen.

Wer weiß, vielleicht überkommt auch ihn die Übelkeit. Dann endlich telefoniert er und bittet um einen schnellen Einsatz. Ich habe es geschafft. In der Zwischenzeit ist ein Straßenpolizist näher gekommen und erzählt uns, sie sei ihm vor kurzem auch schon aufgefallen, eine „gewöhnliche Alkoholikerin“. Ich denke mir, du könntest ja zumindest mal näher kommen, wenn schon nicht aus Mittelmenschlichkeit, dann doch we-



„Wir suchen und warten auf jeden Einzelnen.“ Foto: privat.

nigstens, um zu vermeiden, dass sie unter ein Auto kommt, den Verkehr blockiert und dir damit die Arbeit erschwert.

Bevor ich gehe, schenke ich Galja noch Tee ein, den sie gerne annimmt; unsicher hält sie das Glas in Händen. Und während sich die Polizisten um sie drängen, und somit schlussendlich auch in unsere Blase eindringen, gehe ich langsam davon. Ich grüße niemanden, nur Galjas und meine Blicke treffen sich ein letztes Mal. Ihre Augen brennen sich unauslöschlich in mein Gedächtnis, jetzt voller Scham, denn noch immer macht sich in mir starke Übelkeit breit. Ich habe noch lange an sie gedacht, und ich denke noch immer an sie und an das starke Gefühl von Unbehagen, das diese Begegnung in mir ausgelöst hat, das Unwohlsein, das sie in mir hervorgerufen hat.

Einsamkeit und Ausgrenzung

Die Geschichte von Galja ähnelt der Geschichte von all den Menschen, die die Straßen von Astrachan bevölkern; vor den Kirchen um Almosen bettelnd, auf den Heizungsrohren, um nicht zu erfrieren, auf dem Markt in der Stadt, um sich ein Stück Brot zu verdienen, auf dem Weg zum Bahnhof oder beim Stöbern im Müll: Was die Menschen auf der Straßen eint, sind Einsamkeit und Ausgrenzung. Die Gemeinschaft Papst Johannes XXIII. trifft sie dreimal pro Woche. Wir gehen in die Stadt und laufen die einzelnen Orte ab, von denen wir wissen, dass wir dort jemanden finden. Wir bieten je nach Jahreszeit kalten oder heißen Tee und Brot an. In erster Linie machen

wir uns auf die Suche und versuchen, die Menschen zu treffen, denn dadurch beginnen wir, eine Beziehung aufzubauen. Wenn jemand sich waschen möchte, kommt er mit uns nach Hause, bleibt zum Essen und wir unterhalten uns. Manchmal kommt es vor, dass jemand medizinisch versorgt werden muss, besonders im Winter, und wenn wir nicht in der Lage sind, selbst die Erstversorgung zu leisten, rufen wir einen Krankenwagen.

Die Leute warten auf uns

Im Winter nehmen wir auch Leute für einen längeren Zeitraum auf. Im letzten Jahr waren Lena und ihre kleine Tochter Julia für drei Monate bei uns, denn der Raum, in dem sie gewohnt haben, hatte keine Heizung, und Lena war schwanger. Wenn eine Aufnahme bei uns nicht möglich ist, suchen wir gemeinsam eine Lösung und wenden uns an lokale Einrichtungen.

Nicht alle Treffen sind einfach, nicht mit allen ist es möglich, eine Vertrauensbasis zu schaffen, aber wenn die einmal da ist, entsteht eine Art von „Verwandtschaft“: Die Leute warten auf uns, sie wissen, dass wir sie suchen, unsere Treffen haben einen Wert, der weit über das hinaus geht, was sie von uns bekommen. Es entsteht eine Bindung, die auf Gegenseitigkeit beruht. Der eine holt alte Fotos raus und zeigt sie uns, ein anderer zeigt uns sein zahnloses Lächeln oder erzählt von seinem letzten Schicksalsschlag. [...] Ein anderer – betäubt vom Kater – schickt uns zur Hölle. Auch das ist Teil unseres Le-

bens, aber das wichtigste ist, dass wir immer da sind. Wir suchen und warten auf jeden Einzelnen, auf jedes einzelne Treffen. Der Rest ist ihre Sache, unwichtig ob es manchmal auch seine Zeit braucht, denn davon haben sie genug. Das, was zählt, ist die Qualität der Beziehung und die Würde jedes Einzelnen.

Im Viertel der Benachteiligung

Astrachan ist eine Stadt mit circa 500.000 Einwohnern, am Rande des Kaukasus in der Nähe des Flussdeltas der Wolga und circa 40 Kilometer von der Landesgrenze zu Kasachstan gelegen. Aus soziologischer Sicht handelt es sich hier um einen Sonderfall in der Russischen Föderation: Die lokale Bevölkerung charakterisiert sich durch einen bunten Mix aus Nationalitäten, die eine friedlichen Koexistenz pflegen. Zumindest scheint es so auf den ersten Blick. Erst wenn man weiter unter die Oberfläche dieser Grenzstadt schaut, beginnt man, die ganze Komplexität des Zusammenlebens der verschiedenen Volksgruppen wahrzunehmen: Beim Eindringen in das wirkliche Leben werden die latent schwelenden Konflikte deutlich. Seit dem Jahr 2002 ist die Gemeinschaft Johannes XXIII. hier in einem der am stärksten von Armut betroffenen Vierteln dieser Stadt aktiv und engagiert sich hauptsächlich in der Entwicklung und dem Aufbau von drei Projekten: Unterstützung von Minderheiten und Behinderten in Schwierigkeiten, Adoptionen und Straßenarbeit.



Nicht mit allen ist es möglich, eine Vertrauensbasis zu schaffen, aber wenn die einmal da ist, entsteht eine Art von „Verwandtschaft“. Foto: privat.

Mit den Augen der anderen

Interview mit Mirella Zanon in der Zeitschrift „Sempre“ (übersetzt von Alexandra Konert)

Mirella Zanon, 29 Jahre, stammt aus Vicenza und ist seit 2008 verantwortlich für das Obdachlosenheim S. Giovanni Battista in Astrachan. Sie kam 2007 zur Gemeinschaft Johannes XXIII., als sie dort ihren sozialen Dienst als „Weißhelm“ absolvierte. „Schon seit dem Beginn meines Aufenthalts in Russland hat mich das Leben der Obdachlosen im Herzen berührt. Meine wichtigsten Begegnungen hatte ich auf der Straße“, erzählt sie.

Wie ist Ihr Tagesablauf?

Zanon: An drei Vormittagen in der Woche gehe ich in die Stadt und treffe mich dort mit circa

30 Personen an verschiedenen Orten. Freiwillige oder Brüder aus der Gemeinschaft begleiten mich. Wir bemühen uns immer, die Runde durch die Stadt zu zweit zu machen. Hin und wieder kommt es vor, dass jemand mit zu uns nach Hause kommt, um sich zu waschen oder etwas mit uns zu essen. Nicht immer ist es möglich, einen mitzunehmen, der darum bittet, denn es ist auch wichtig, diejenigen zu schützen, die bereits bei uns leben.

Unsere Familie wird bald durch ein zusätzliches Haus erweitert werden. Die Zeit vergeht schnell mit den Vormittagen auf der Straße und all den anderen

Verpflichtungen, die eine Familie so mit sich bringt.

Warum haben Sie sich für die Arbeit auf der Straße entschieden?

Zanon: Don Oreste (Anmerkung der Redaktion: Gründer der Gemeinschaft) hat immer gesagt, dass es Arme gibt, zu denen wir gehen und nach denen wir suchen sollen. Wenn ich auf der Straße bin, fühle ich, dass ich an meinem Platz bin, denn der Großteil der Menschen, die ich treffe, wird von der russischen Gesellschaft als wertlos betrachtet, ohne Würde. Für mich steht fest, dass ich an der Seite derjenigen stehen muss, die keine Stimme haben, die un-

sichtbar sind für die Augen der anderen. In ihren leidvollen Gesichtern spiegelt sich das Antlitz Christi und das erleuchtet mich. Was mir am meisten Freude bereitet, sind die familiären Bande, die sich in den letzten Jahren mit einigen dieser Leute entwickelt haben.

Wie verhalten sich die Einrichtungen gegenüber den Obdachlosen?

Zanon: Es ist mühselig, die lokalen Gesundheitsbehörden dazu zu bringen, einzugreifen: Oft muss man diskutieren, um einen Krankenwagen zu bekommen,

selbst bei Verbrennungen oder schweren Verletzungen, denn die Obdachlosen riechen, sind verlaust und haben fast nie Papiere dabei.

Daher sind die Behandlungskosten von keiner Versicherung gedeckt, selbst wenn jedes Krankenhaus gesetzlich dazu verpflichtet ist, einen Patienten kostenlos für drei Tage aufzunehmen.

Dann gibt es in Astrachan ein Resozialisierungszentrum mit ungefähr 100 Plätzen, zu dem die Gemeinschaft eine gute Verbindung aufgebaut hat und

mit der sie kooperiert. Wenn festgestellt wurde, dass eine Person nicht an Tuberkulose erkrankt ist, kann sie dort für einen Zeitraum von maximal drei Monaten aufgenommen werden, für Menschen mit Behinderungen kann diese Frist auch verlängert werden. Das Zentrum kümmert sich auch um die Neuausstellung von Papieren, wo nötig, aber im Bereich der Wiedereingliederung ins Arbeitsleben passiert leider sehr wenig. In der Stadt gibt es außerdem zwei weitere Schlafräume für Obdachlose, für Männer und für Frauen.

Wie wird die Gemeinschaft in Russland wahrgenommen?

Zanon: Für die russische Mentalität ist es schon seltsam, dass jemand Italien verlässt und sich dafür entscheidet hier mit den Armen zu leben. Wenn dann noch dazu kommt, dass wir keine Bezahlung bekommen und in Kontakt sind mit Menschen, die für gefährlich gehalten werden, dann lässt sich leicht nachvollziehen, dass es für viele fast Wahnsinn ist. Diejenigen allerdings, die wissen, was wir tun, respektieren und unterstützen uns. In diesem Sommer habe ich mich sehr gefreut, dass die Polizei sich direkt an uns gewandt hat im Falle einer Notunterbringung, weil nur wir in der Lage waren, die Lücken der staatlichen Einrichtungen zu kompensieren. Mit der örtlichen Orthodoxen Kirche haben wir keine gemeinsamen Projekte, obwohl ich sehr gerne eine Zusammenarbeit dieser Art aufbauen würde. Durch die Anwesenheit der Franziskaner ist die Katholische Kirche eine große Unterstützung für unsere Präsenz in diesem Land.



Zeit schenken und Zuhören – zwei Dinge, die mindestens genau wichtig sind wie ein Stück Brot und ein Schluck warmer Tee. Foto: privat.



Der Deckel des Fernwärmeschachts ist die „Haustür“ von etwa 10 Obdachlosen. Foto: Susanne Staets.

Postadresse Fernwärmeschacht

Obdachlos in Russland – die Lebenserwartung liegt bei zwei Jahren

von Ottmar Steffan und Schwester Elisabeth Jakubowitz

Olga ist 41 Jahre alt, Ärztin, Alkoholikerin, sie hat zwei erwachsene Kinder. Igor ist 50, wohnt im Obdachlosenhaus der Mutter Theresa-Schwestern. „Putin“ hat schon vor langer Zeit seinen richtigen Namen verloren. Eduard hat früher auf dem Bau gearbeitet. Seine rechte Hand ist vernarbt, zwei Finger fehlen. Marek steht vor der Essensküche der Caritas an. Alle diese Menschen haben das

gleiche Schicksal: Sie sind Obdachlose auf Russlands Straßen, an den Wärmeschächten in den Kanälen.

Obdachlose hat es in Russland immer gegeben, auch schon zu Zeiten der Sowjetunion. Obdachlosigkeit wurde in Russland gesellschaftlich lange verdrängt. In vielen Städten gibt es bis heute keine verlässlichen Zahlen über die Menschen, die auf der Straße leben müssen. Kriminalisiert, verfolgt und oft oh-

ne Dokumente und damit ohne Rechte und meist auch ohne ärztliche Versorgung ist das Leben der Obdachlosen in Russland ein einziger Überlebenskampf.

Bis vor einigen Jahren versuchten Obdachlose auf Dachböden, in Kellern, Treppenhäusern oder U-Bahnstationen zu übernachten. Doch fast alle Häuser haben heutzutage Haustüren mit Sicherheitsschlössern und sind damit vor Obdachlosen

„sicher“. Ungepflegte, schmutzige, übel riechende Menschen in zerschlissener Kleidung, die ihr Hab und Gut in Taschen und Tüten mit sich herumtragen, haben auch keine Chance mehr in den Metrostationen Rast zu machen, sie werden vertrieben. Die Gesellschaft verurteilt die Lebensweise der Obdachlosen und

von Kinder- und Jugendheimen, Flüchtlinge und Opfer von Familienkonflikten. Auch die Zahl der Straßenkinder ist bedenklich hoch.

Hinzu kommen bettelnde Menschen, die zum Teil noch über eine Wohnungsmöglichkeit, aber keinerlei Einkünfte verfügen und um Almosen bitten. Es

den als Schandfleck der Gesellschaft empfunden. Sie können von Jugendbanden erschlagen, von der Polizei weitab der Städte im Wald ausgesetzt werden oder einfach unversorgt wochenlang auf dem Gelände eines Krankenhauses liegen, ohne dass jemand Notiz von ihnen nimmt und dieses Verhalten als Vergehen an der Menschlichkeit empfindet.

Die Anzahl der Menschen, die Hilfe brauchen, ist besonders im Winter sehr hoch. In dieser Zeit kann ein Teller Suppe ein Leben retten. Im letzten Winter lagen die Temperaturen in Sibirien zwei Monate lang nachts immer unter -35 Grad und tagsüber stieg die Temperatur meist nur bis -30 Grad an. Besonders hart war der Winter für die Obdachlosen. In dieser Zeit gehen sie am meisten in die Schächte der Fernheizung herunter, wo sich heiße Heizungsrohre befinden. Diese helfen den Obdachlosen, während dieser harten Zeit zu überleben, allerdings können sie auch starke Brandwunden verursachen, die oft zu Amputationen der Extremitäten, Beweglichkeitsverlust und dem Absterben von Gliedmaßen führen.

Die Mitarbeiter in den Straßenambulanzen und Obdachlosenzentren helfen so gut sie können. So macht sich zum Beispiel Sascha von der Caritas Novosibirsk tagtäglich in der kalten Jahreszeit mit heißem Tee und Butterbrot auf den Weg. Sein Weg führt ihn auch zu den Fernwärmeschächten: Von weiten nicht erkennbar, ein kleiner Hügel wie unzählige andere. Nur oben ragen ein paar Rohre raus - die Einstiegsschächte der unterirdischen Fernwärmetrasse.



Die Wärme der heißen Suppe tut gut. Foto: Susanne Staets.

lehnt den Umgang mit ihnen verächtlich ab.

Mit dem Ende der Sowjetunion und der Gründung von Hilfsorganisationen hat auch die Caritas in Russland begonnen, sich für die Rechte von Obdachlosen einzusetzen. Die wenigen Statistiken, die zu finden sind, zeigen, dass die meisten Obdachlosen geschiedene Männer im Alter zwischen 30 und 50 Jahren sind, die in der Regel einen Schulabschluss haben, zum Teil auch eine weiterführende Bildung. Besonders von Obdachlosigkeit in Russland betroffen sind entlassene Strafgefangene, Menschen die ihre Wohnung verloren haben, ehemalige Bewohner

handelt sich hierbei um Rentner, Mütter mit Kindern, Invaliden, Veteranen, Migrantinnen oder Flüchtlinge sowie Kinder aus extrem zerrütteten Familienverhältnissen.

Mit dem gesellschaftlichen Umbruch in den 90er Jahren und der gewonnenen Freiheit waren viele Russen überfordert. Orientierungs- und Haltlosigkeit führte nicht selten zu Langzeitarbeitslosigkeit, Armut, Alkohol- und Drogenabhängigkeit. Viele haben durch die Wirtschaftskrisen ihre Existenzgrundlage verloren. Nicht selten ist die Obdachlosigkeit das letzte Glied in der Kette des sozialen Abstiegs. Obdachlose wer-



„Mal sind es Sterbenskranke, die wir besuchen, mal Männer, die die Energie aufbringen werden, erneut einen Weg zurück ins „normale Leben“ zu finden.“ Foto: Ottmar Steffan.

Im TBC-Krankenhaus für Obdachlose

Reisebericht von Ottmar Steffan (Fahrt nach Wolgograd im Juni 2011)

Es ist kurz nach neun Uhr. Unsere Caritaskollegin Galina Ferdjukowa aus dem Obdachlosenprojekt in Wolgograd wartet schon auf mich. Wir wollen heute Patienten des Tuberkulose (TBC)-Krankenhauses für Obdachlose besuchen. Vorher kaufen wir für sechs Personen Lebensmittel ein, die wir in Beutel aufteilen.

Dann machen wir uns mit dem Sammeltaxi (Marschrouotka) auf

den über eine Stunde dauernden Weg. Als wir das Krankenhaus erreichen, erinnert mich vieles an das TBC-Krankenhaus in Novosibirsk, das ich seinerzeit mit Schwester Alexandra besucht habe. Heruntergekommen sieht es aus. Die Krankenschwestern der Station empfangen uns offen. Galina sagt, sie machen gute Arbeit. Das ist angesichts der Not in den Krankenzimmern ein Segen. Zuerst schauen wir in den Schlafsaal

der Frauen, dort traue ich mich gar nicht zu fotografieren. Es ist duster - 2 x 5 Betten sind in Reihe gestellt.

Da, wo Platz ist, ist ein kleiner Nachtschrank dabei. Ein paar persönliche Sachen darauf, eine Tasche mit Kleidungsstücken daneben, das ganze Hab und Gut.

Die beiden Frauen, die vorne am Eingang liegen, sind hager, die erste knapp 50, die Frau dahinter wohl 10 Jahre älter. Sie

wirken kraftlos, ihre Gesichter sehen müde und leer aus.

In der zweiten Reihe hinten am Fenster schauen junge Gesichter aus den alten Drahtgestellbetten. Hübsch und gar nicht krank sehen sie aus – kaum vorstellbar, dass sie auf der Straße leben.

Galina beschäftigt sich mit der Frau ganz vorn, fragt, notiert sich Antworten, hört geduldig zu. Ihre Stimme beruhigt. Ihre Hände umfassen die Hand der Frau. Galina trägt sicherheits- halber einen Mundschutz. Die Frau hustet stark. Die anderen Frauen schauen uns prüfend an. Ich stehe ziemlich bedröpelt an der Tür. Ich lasse meine Kamera fallen, es geht nicht. Doch das

Bild dieser Minuten bleibt sicherlich in meinem Kopf gespeichert.

Die Verabschiedung der beiden Frauen ist zärtlich. Galinas Hand streicht der Frau über die Schulter. Der erste Beutel bleibt neben dem Bett. Wir sind wieder auf dem Flur.

Die anderen Zimmer, die wir aufsuchen, sind von Männern belegt. Mal sind es kleine Zimmer für zwei, mal größere für bis zu 10 Personen. Immer sind es diese alten Drahtgestelle, kaum Betten zu nennen. Mal sind es Sterbenskranke, die wir besuchen, mal Männer, die die Energie aufbringen werden, erneuert einen Weg zurück ins

„normale Leben“ zu finden.

Und für diese Menschen und mit ihnen kämpft Galina hier im Krankenhaus und bei den Behörden. Dort bemüht sie sich um Dokumente. Und wenn es klappt, haben die Patienten draußen nach ihrer Entlassung eine weitere Chance, ihrer Nichtsesshaftigkeit zu entkommen. Wer hier im Krankenhaus untergekommen ist und die Kraft hat zu kämpfen, hat Zeit, es zu schaffen. Viele Monate Aufenthalt hier sind nicht selten.

Die Hilfe der Caritas wird durch die gute Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern des benachbarten Krankenhauses möglich.



Galina notiert sich Personalien und Lebenssituationen einiger Patienten. Sie wird sehen, was sie für sie tun kann.
Foto: Ottmar Steffan.



Sie gibt Kraft und Hoffnung in Momenten, die nahezu aussichtslos scheinen: Galina am Bett eines Obdachlosen.
Foto: Ottmar Steffan.

Dieses nimmt - ungewöhnlich für Russland- Obdachlose ohne wenn und aber auf und lässt sie dann in das TBC-Krankenhaus verlegen. Dort, wo Hoffnung besteht, wird die Caritas eingeschaltet. Es ist sehr schwer, so Galina, sich auf diejenigen beschränken zu müssen, die sie mit ihrer Arbeitskraft unterstützen kann. So groß ihr Wunsch ist, möglichst vielen zu helfen, so sehr muss sie sich auch eingestehen, dass sie dies überfordert. Für heute sind es sechs Personen, deren Personalien und Lebenssituation sie aufnimmt und genau überlegt, wie es miteinander und für diese Menschen weitergehen kann. Dabei, so sagt sie, sind beide gefordert, sie, aber auch die Hilfsbedürftigen selbst. So mahnt sie den 43jährigen Alexej: „Rufe immer wieder bei

den Behörden an und frage nach deinen Papieren, ruf an, ruf an, nur so wirst du Erfolg haben. Hast du verstanden?“ Und sie kommt wieder, keine Frage, ihnen zu helfen und neue Patienten zu treffen. Sie strahlt Kraft und Zuversicht aus, das sind gute Begleiter für ihre Arbeit. Und sie hat sich ein Ansehen im Krankenhaus verschafft. Die Mitarbeiterinnen verabschieden sich von ihr mit Dank. Mit Dank für ihr Kommen, ihren Einsatz für die Menschen und für die Packung Stoffwindeln für die, die es am nötigsten haben und davon gibt es genug. Galinas Arbeit ist ein Stück Menschlichkeit an einem Ort, wo Hoffnung nicht (mehr) selbstverständlich ist. Hier gibt es so viel zu tun, daher lohnt sich unsere Unterstützung sehr. Ich bin froh, mich davon heute

in eindrucksvoller Weise überzeugt haben zu können. Eine Stunde Fahrt ins Zentrum der Stadt zurück - Zeit, die Eindrücke des Vormittags sacken zu lassen.

Obwohl Russland bis heute ein krisengeschütteltes Land ist, wächst im Land die Bereitschaft, sich sozial zu engagieren. Die Caritas versucht, gemeinsam mit anderen Organisationen und Kirchen, aber auch lokalen staatlichen Partnern zusammen zu arbeiten, wie beispielsweise mit dem hier vorgestellten Krankenhaus für Obdachlose. Es gibt Anzeichen, dass sich die „traditionelle“ feindselige Haltung und Verachtung der Gesellschaft besonders gegenüber Obdachlosen Stück für Stück verändert.



Raschid war ein Obdachloser in Russland. Er ist gezeichnet vom Leben auf der Straße – abgefrorene Zehen mussten amputiert werden. Er fand Hilfe bei den Mutter Teresa Schwestern. Heute lebt er in einer staatlichen Unterkunft. Fotos: Ottmar Steffan.

RASCHIDS ZWEITES LEBEN

Was oder wen hat ein obdachloser Alkoholiker mit Drogen- und Knastkarriere noch vom Leben zu erwarten, wenn er im Krankenhaus liegt, weil er zusammengeschlagen wurde, halb erfroren von der Ambulanz aufgegabelt wurde und dem gerade alle abgefrorenen Zehen amputiert werden mussten... NICHTS! Zwei Monate später wurde er entlassen. Sie hätten schon genug Geduld mit ihm gehabt, so der Arzt, schließlich hätte er keine Papiere gehabt und sie täglich 500 Rubel gekostet. Am Tag der Entlassung trinkt er erneut, will nicht mehr leben und bleibt wieder über Nacht im Straßengraben, wieder bringt ihn die Ambulanz ins selbe Krankenhaus, denn die Wunden bluten immer noch. Im Krankenhaus nehmen sie ihn wieder auf, doch Platz ist für ihn nur noch auf dem Flur. Dort zieht er sich die Decke über den Kopf, schaut gen Himmel und wartet auf ein Zeichen. Als er die Decke vom Kopf zieht und die Augen öffnet, schaut er in die Augen zweier Mutter Teresa Schwestern. Sie versorgen ihn und kommen regelmäßig. Irgendwann geben sie ihm ihre Adresse, doch bevor er sich darüber Gedanken machen kann, hat der Arzt die Schwestern gebeten, Raschid bei sich aufzunehmen. Vier Jahre ist es her und zwei volle Jahre ist er bei den Schwestern geblieben. In dieser Zeit habe ich ihn bei den Schwestern getroffen. Er beschäftigte sich mit der Bibel und versuchte für sich eine Gottesbeziehung zu finden. Aber das war ein langer Weg, so sagt er heute nach der Heiligen Messe bei den Schwestern. Nie hätten ihn die Schwestern zu irgendetwas gedrängt. Der Weg zu Gott sei seine eigene Entscheidung gewesen. Heute lebt er in einer staatlichen Unterkunft in einem Zimmer mit einem zweiten Bewohner. Es gehe ihm sehr gut, aber Krisen gäbe es immer. Er habe von Gott ein zweites Leben erhalten, das wisse er genau. Und zwei Engel habe ihm Gott damals auch geschickt!

Ottmar Steffan

Eine Schule des Sehens und Erkennens

Rede zur Ausstellungseröffnung „Stummer Schrei“ im Osnabrücker Forum am Dom im September 2011 von Diakon Dr. Gerrit Schulte, Vorsitzender des Caritasrates in der Diözese Osnabrück

Liebe Gäste der Ausstellungseröffnung, liebe Susanne Staets,

ich darf Sie alle recht herzlich begrüßen zur Eröffnung der Ausstellung „Stummer Schrei“. Mir liegt an dieser Ausstellung von Fotos, Grafiken und Gedichten zur Obdachlosigkeit in Russland hier im Forum am Dom außerordentlich viel. Vor zwei Jahren – im Januar – bin ich selbst an den Orten gewe-

Suppe ausgegeben und Wundversorgung geleistet wurde. In Tomsk haben wir die Einrichtungen der Schwestern von Mutter Teresa besucht. Wir haben mit vielen Menschen gesprochen, - mit denen, die am Rande der Gesellschaft leben, die bei 30 oder gar 40 Grad minus auf der Straße leben, und mit denen, die sich um sie kümmern. Begegnungen, die man nicht vergessen kann, Bil-

metrassen Schutz vor den eisigen Temperaturen suchen.

[...]Liebe Gäste, Russland ist unermesslich groß. Das erfährt man im wahren Sinn des Wortes, wenn man dort in den elf Zeitzonen unterwegs ist – ob mit dem Flieger, der Transsibirischen Eisenbahn oder mit Autos. Russland ist zugleich unermesslich reich – an Kultur, an Geschichte, an Landschaften, an Bodenschätzen – auch ein ehemaliger deutscher Kanzler weiß das ja zu schätzen. Russland befindet sich in einer politisch und wirtschaftlich rasanten Entwicklung.

Russland ist aber auch unermesslich arm in weiten Teilen der Bevölkerung, die an all dem keinen Anteil haben.

Russland ist sicher eine gesplittete Gesellschaft – auf der einen Seite, die, die es geschafft haben, auf der anderen, die, die keine Perspektiven haben, die kein Dach über dem Kopf mehr haben oder keine Heizung in ihren Dörfern und Wohnungen – wie wir das auch erlebt haben.

Umso wichtiger ist eine solche Ausstellung, die das Problem der Obdachlosigkeit thematisiert. „Stummer Schrei“ war die erste Ausstellung dieser Art auf sibirischem Boden. Und das eben in einer Gesellschaft, in der eher das Umbringen oder Wegsperren von Problemgruppen gefordert wird. Wir haben dort auch psychiatrische Anstalten



Dr. Gerrit Schulte (2. von links) freute sich zusammen mit Sabine Hahn (links) und Ottmar Steffan (rechts) über die Ausstellungseröffnung „Stummer Schrei“, bei der die Fotografin Susanne Staets (2. von rechts) persönlich anwesend war. Foto: Kristina Löpker.

sen, an denen diese Bilder und die Texte entstanden sind. Mit Ottmar Steffan, Paul Leidner und Martin Theilmann habe ich die Caritas besucht in Novosibirsk, in Barnaul und Tomsk. Wir waren dabei, als in Barnaul

der, viele Bilder von Menschen und Begegnungen, die ich im Kopf trage – aber auch im Herzen, Bilder wie wir sie hier sehen. Diese Ausstellung gibt denen eine Stimme, die im Winter in den Schächten der Fernwär-



Die Ausstellung zog nicht nur am Tag der Eröffnung, sondern auch in den folgenden vier Wochen viele Interessierte an.
Foto: Kristina Löpker.

besucht, die zumindest das Wegsperrten für soziale Randgruppen erkennbar werden ließen.

Es gibt in Russland aber auch ganz viele Menschen, die intensiv suchen und ringen um eine humane Gesellschaft, um Wege, die man dahin gehen muss, die Strukturen aufbauen und soziale und politische Arbeit leisten, die weit über Nothilfen hinausgeht, die Einfluss nehmen wollen auf die Gesellschaft.

Natürlich muss man Tee und Suppe ausgeben, aber der so ge-

nannte Rest der Gesellschaft hungert im doppelten Sinn des Wortes eben auch nach Wegen aus der Trostlosigkeit und den sozialen Konflikten. [...]

Liebe Gäste, diese Ausstellung ermöglicht mit den Fotos, Zeichnungen und Texten einen Blick, einen Einblick in die Seele der Menschen. Hinter all den Narben und Falten von Frost, Hunger, Scheitern und Niederlagen erkennt der Betrachter die unveräußerliche Würde des Einzelnen, seiner Person. So ist diese Ausstellung eine Schule

des Sehens und Erkennens, eine Schule der Humanität. Ich wünsche ihr deshalb viele Besucherinnen und Besucher.

Dem Forum am Dom danke ich, dass es seine Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt hat. Kultur und soziale Arbeit haben viel gemeinsam: im Mittelpunkt ihres Schaffens steht der Mensch und das, was über ihn hinausweist: seine Würde. Ich danke Ihnen.



In der Ausstellung hängen Grafik und Fotografie nebeneinander. Ein ähnliches Motiv in unterschiedlicher Darstellungsform – ergänzt von einem Gedicht. Foto: Susanne Staets.

„Stummer Schrei“ – Fotos, Grafiken und Gedichte zur Obdachlosigkeit in Russland

Ende der 90iger Jahre entstanden die Grafiken der Novosibirsker Künstlerin Anna Pellet. Die Fotografien von Susanne Staets stammen aus ihrer Arbeit bei der Diözesan-caritas in Novosibirsk in den Jahren 2006-2008. Als sich die Künstlerinnen kennen lernten, entdeckten sie die verblüffende Übereinstimmung ihrer Sichtweisen.

Die Gedichte von Marat Alexejewitsch Iwanow geben den Obdachlosen selbst eine Stimme, sie erlauben einen Blick in ihre Seelenlandschaft. Es sind Gedanken an Krieg, Gefängnis, Schuld; viele der Obdachlosen haben nach Krieg oder Gefängnisarrest den Weg zurück in die Gesellschaft nicht mehr geschafft.

Die Kombination dieser drei künstlerischen Ausdrucksweisen spricht Menschen auf ganz unterschiedlichen Wahrnehmungsebenen an. Diese Ausstel-

lung war die erste auf sibirischen Boden, die das Problem der Obdachlosigkeit thematisierte. In einer Gesellschaft, in der eher das Umbringen oder Wegsperrten von Problemgruppen gefordert wird, ist die Bedeutung einer solchen Ausstellung gar nicht hoch genug einzuschätzen. In diesem Sinn wird Öffentlichkeitsarbeit zum Faktor, der auf das Bewusstsein der Bevölkerung einwirkt.

Die Ausstellung „Stummer Schrei“ gibt denen eine Stimme, die im Winter in den Schächten der Fernwärmetrassen Schutz vor eisigen Temperaturen von unter minus 40 Grad suchen.

Ergänzt wird die Ausstellung durch Fotografien aus der Arbeit mit vernachlässigten Kindern. Für einige von ihnen beginnt der Abstieg schon im Kindesalter, einfach durch die Tatsache, dass die Eltern ihrer Rolle als Beschützer und Ernährer ihrer Kinder nicht gewach-

sen sind. „Zu Hause“ heißt vielfach nur, dass es dort einen Platz zum Schlafen gibt, versorgen müssen sich die Kinder selbst, die meiste Zeit des Tages treiben sie sich auf der Strasse herum.

Fotografien: Susanne Staets

Susanne Staets wurde 1954 in Düsseldorf geboren. 2005 gab



Foto: privat.

sie ihr Fotostudio in Aachen auf und ging als Freiwillige nach Sibirien. Dort arbeitete sie bis August 2011 bei der Diözesan- caritas für Westsibirien. Als Fotografinmeisterin dokumentierte sie die Projektarbeit und baute die Öffentlichkeitsarbeit der Diözesan- caritas auf.

Sie hat ihre Werke bereits in verschiedenen Ausstellungen gezeigt, unter anderem der Galerie Art Hall, der Philharmonie und in verschiedenen Bibliotheken in Novosibirsk sowie in Aachen und in Fotobüchern vorgestellt.

Grafiken: Anna Pellet



Foto: privat.

Die Novosibirsker Künstlerin Anna Pellet beschäftigt sich seit 1998 in vielfältiger Form mit Grafik. Charakteristisch für ihren Stil sind Impulsivität, Wut- anfälle, Widerstand gegen alles Unechte. Für ihre Arbeiten benutzt sie Tusche, Feder, Pastell- Öl- und Acrylfarben. Seit 2004 hat sie an verschiedenen Gemeinschaftsausstellungen und Kunstprojekten in Novosibirsk teilgenommen.

„Das Wichtigste, was mich bewegt und mir keine Ruhe lässt, ist Persönlichkeit. Ich meine damit schwierige, widersprüchliche Emotionen, Situationen, in denen Seele entsteht. Mich beschäftigt unaufhörlich die Frage „Warum?“, die Antworten stellen sich von selbst ein. Das Wesen des Lebens ist Bewegung!“

Gedichte: Marat Aleksejewitsch Iwanow

Marat wurde im Novosibirsker Oblast geboren. Er studierte am Novosibirsker Institut für Geodäsie, Luftbildaufnahmen und Kartographie. Anschließend ging er zur Armee. 1952 war er unter den Offizieren in seinem Regiment der einzige mit Hoch-

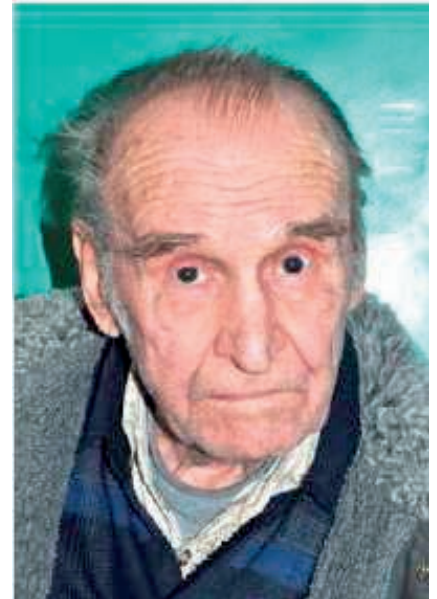


Foto: privat.

schulabschluss. In den 50er Jahren war er im Baltikum, Polen, Deutschland und Nordkorea stationiert. Nach seiner Entlassung aus der Armee ging er 1958 in seine Heimatstadt zurück. Beide Frauen, mit denen er verheiratet war, sind verstorben. Die Verbindung zu den Kindern ist abgebrochen. Marat verlor allen Besitz und wurde obdachlos.

Zurzeit wartet er im Haus der Mutter-Theresa-Schwestern auf einen staatlichen Heimplatz. Unter den Bewohnern gilt er als Intellektueller.

**Das kann nicht ewig so weitergehen
diese ziellose Existenz.
Gedichte schreiben
Meine Berufung.
Das Tagebuch - tägliche Aufgabe
Leichtsinniger Umgang verbietet sich.
Wie soll ich zum Wesentlichen vorstoßen?
Woraus frische Kräfte schöpfen?
Ich bin ja schon ein Alter
Wer hört den stummen Schrei?**

(Marat Aleksejewitsch Iwanow)

Wunsch nach einem sozialen russischen Netz

Interview mit Susanne Staets, die in den letzten sechs Jahren in Sibirien lebte und dort als Presse- und Öffentlichkeitsreferentin bei der Caritas Sibirien arbeitete

von Ottmar Steffan

Steffan: Susanne, mit welchen Gefühlen kehrst Du nach Deutschland zurück?

Staets: Mit dem sprichwörtlichen weinenden und lachenden Auge: Einerseits fiel es mir sehr schwer, mich von meiner zweiten Heimat zu verabschieden, sechs Jahre in dieser Intensität ist schon ein halbes Leben! Andererseits bin ich glücklich über die Erfolge und immer noch voller Begeisterung für die Arbeit, die dort von meinen 150 russischen Kollegen geleistet wird.

Steffan: Du hast sehr beeindruckende Fotos von den Menschen vor Ort gemacht - viele traurige, aber auch glückliche Momente festgehalten. Du hast unter anderem auch viele Obdachlose fotografiert. Wie würdest Du die Situation der Obdachlosen in Russland beschreiben?

Staets: Allgemein ist das Leben in Sibirien viel härter, auch wenn man nicht auf der Straße landet. Das Klima ist extrem, der Lebensalltag ist, auch wenn sich das Niveau allgemein etwas verbessert hat, für viele immer noch täglicher Überlebenskampf. Daher gibt es immer noch wenig Bereitschaft in der Bevölkerung, sich fremde Probleme aufzuhalsen. Bitterer Frost, Angriffe bis zum Tot-

schlag, die normalerweise nicht geahndet werden, gleichgültige Ärzte und nicht zuletzt fehlende Papiere sind eine Mischung, die im Schnitt nach zwei Jahren auf der Straße tödlich endet.

Steffan: Wenn Du auf die Zeit zurückblickst, hat sich die gesellschaftliche Situation und die Haltung der Bevölkerung den Obdachlosen gegenüber verändert?

Staets: Ganz langsam entwickelt sich zum Beispiel in Novosibirsk ein Netz von Hilfsorganisationen und sozialen Einrichtungen. Es gibt Treffen, bei denen über das Problem „Obdachlosigkeit“ gesprochen wird. Allerdings gibt es dann auch Lösungsvorschläge wie, einfach alle Obdachlose zu internieren.

Steffan: Und wie sieht die Caritas-Obdachlosenarbeit in Sibirien aus? Wo seid Ihr aktiv, was sind die Schwerpunkte der Arbeit?

Staets: Die Caritas betreibt aktive Obdachlosenhilfe an vier Standorten – Novosibirsk, Omsk, Barnaul und Tscheljabinsk. Ein Grunddienst ist natürlich immer noch das Austeilen von Tee und einer Mahlzeit, dazu kommt aber eine Vernetzung mit den staatlichen Behörden, Krankenhäusern, den Mutter Teresa Schwestern und ande-

ren religiösen Gemeinschaften wie den Baptisten oder Lutheranern. Das sind gute Schritte in die richtige Richtung, aber oft, vor allem bei winterlichen Minusgraden unter 40 Grad Celsius und bei z.B. in Novosibirsk geschätzten 15.000 Obdachlosen, nur ein schwacher Trost.

Steffan: Wie sieht heute die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und den staatlichen Stellen aus? Gibt es da positive Entwicklungen? Welche (weiteren) Veränderungen sind nötig?

Im Lauf der letzten Jahre ist ganz generell und besonders bei den Schulungen im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit die Zusammenarbeit mit den staatlichen Strukturen und anderen Nichtregierungsorganisationen (NGOs) ein ganz wichtiger Punkt. Jeder Projektleiter bemüht sich darum, ein örtliches Netzwerk aufzubauen. Das geht von Sponsoren, die Theaterkarten für Kinder finanzieren, bis zur Einbettung Angestellter staatlicher Strukturen in das Projekt. Wie zum Beispiel in Novosibirsk, wo das Stadtteilsozialamt in den Räumen der Caritas mit eigenen Mitarbeitern eine Kinderbetreuung für arme Familien eingerichtet hat. Waren früher die Berührungsängste der staatlichen Stellen groß, so ist es seit kurzer Zeit



Russische Obdachlose sind in der Regel ohne Perspektive. Die Caritas-Mitarbeiter sind oft der einzige Lichtblick. Foto. Susanne Staets.

stimmt. Eigentlich ist das mehr Förderung von Nachbarschaftsinitiativen. Dieser Bereich birgt also, wie man in Russland so schön sagt, noch ein großes Entwicklungspotenzial.

Steffan: Was ist für Dich am schwersten auszuhalten, wenn Du an die Lebensumstände der Obdachlosen denkst?

Staets: Am schwersten ist es, direkt dabei zu sein, wenn im Kiosk von Barnaul oder im Caritas Ambulanzbus von Omsk den Obdachlosen erste Hilfe geleistet wird. Da kommen abgefrorene Gliedmaßen, eiternde Brandwunden, Hundebisse, schwarz gefrorene Gesichter.

Steffan: Was macht Dich hoffnungsvoll?

Staets: Tägliche kleine Erfolge – eine Bekannte, die zuerst sagte: „Sei nicht böse, ich komme nicht in die Caritas, das geht mir zu sehr ans Herz“ und die ein halbes Jahr später anrief und um eine Führung für eine Schriftstellerin bat. Zu sehen, wie sich die Kinder aus den Kinderzentren zu Jugendlichen entwickeln, die sich ihrer Bedürfnisse und Rechte bewusst sind. Die bereit sind, liebevolle Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. Dann weiß ich, dass die Arbeit sich tausendfach lohnt.

Steffan: Welches Erlebnis mit einem/einer Obdachlosen ist Dir besonders in Erinnerung geblieben?

Staets: Die Obdachlosenprinzessin von Barnaul, die auch in meiner Ausstellung „Sibirische

offizielle Aufgabe der Behörden, mit nichtstaatlichen Organisationen zusammen zu arbeiten. Das zeigt bereits erste positive Ergebnisse für die Arbeit in den Projekten. Die Tatsache, dass die Caritas normalerweise gut ausgestattet ist und hochprofessionell arbeitet, macht sie zu einem sehr attraktiven Partner. Ein Problem bleibt zunächst, und zwar, dass die Summe, die von Moskau zur Finanzierung

nichtstaatlicher Projekte bereitgestellt wird, zurzeit lediglich 25 Millionen Euro für alle NGOs in ganz Russland beträgt. Und das bei einer Einwohnerzahl von 142 Millionen! Das heißt es gibt zwar öffentliche Ausschreibungen zur Lösung sozialer Probleme, aber die Summen, die man darüber bekommen kann, sind in der Regel sehr niedrig und nur für punktuelle kurzfristige Projekte be-

Rosen“ zu sehen ist (Anmerkung der Redaktion: siehe Titelfoto). Es war minus 38 Grad, sie hatte ein Röckchen an. Die Augen funkelten, obwohl sie nur Lumpen am Leib hatte. Sie legte nur kokettierend den Kopf schief und sah mir ins Herz. Als die Ausstellung in der Novosibirsker Philharmonie gezeigt wurde, sagte nachher ein Mitarbeiter, er müsste jeden Tag, wenn er an dem Bild vorbeiging, stehen bleiben und sie anschauen.

Steffan: Welche Wünsche hättest Du, auch wenn sie vielleicht nicht in Erfüllung gehen?

Staets: Ich wünsche mir die Entwicklung eines russischen sozialen Netzes, um die generellen Bedingungen für das Leben, die Gesundheit und die Bildung der Menschen zu verbessern. Gesellschaftliche Kampagnen für Mitmenschlichkeit, steuerliche Vergünstigungen für Spender. Eine engere Zusammenarbeit zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Strukturen. Die Entwicklung eines russischen Rechtsstaats.

Steffan: Wie können die Menschen in Deutschland helfen? Welche Projekte verlangen dringend nach noch mehr Unterstützung?

Staets: Es klingt ja ein bisschen profan, aber Geld ist das, was uns am meisten hilft. Es wird zwar mit Feuereifer daran gearbeitet, den staatlichen Behörden auch nur die kleinste Unterstützung abzurufen, das ist aber immer sehr wenig. Neben der finanziellen Unterstützung, auf



Foto. Susanne Staets.

die die Caritas angewiesen sein wird, bis sich in kleinsten Schritten die Akzeptanz durch den Staat verbessert hat, ist jede Form von Interesse für unsere Arbeit hilfreich. Junge Menschen, die ein freiwilliges soziales Jahr in unseren Einrichtungen machen, Gruppen von Freiwilligen, die für ein paar Wochen ein Projekt durchziehen, Austausch von Informationen, gegenseitige Besuche. Ne-

ben den Obdachlosenprojekten sind es besonders die Kinderzentren und die Projekte mit jungen Familien, die Hilfe brauchen. Diese Arbeit ist Prophylaxe gegen soziale Not.

Steffan: Susanne, wir danken Dir für das Gespräch und wünschen Dir für Deine Zukunft hier in Deutschland alles Gute.

Fast 900.000 Euro für Hilfsprojekte in 2010

Spendengelder konstant – Stiftungsgelder noch einmal verdoppelt

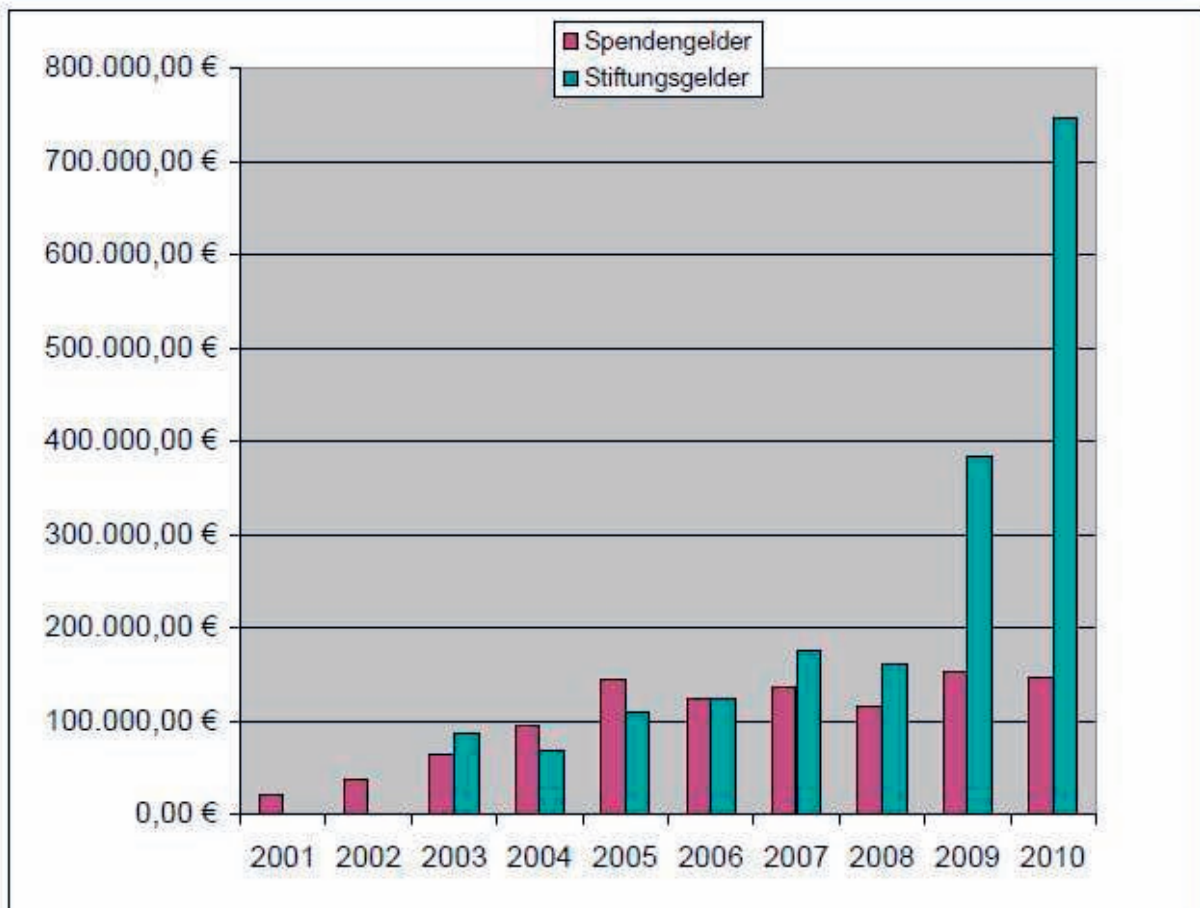
von Ottmar Steffan

Die Zeitschrift „Eine Kuh für Marx“ erscheint zweimal pro Jahr. Sie wird an über 750 private Spender versandt, die in den vergangenen 13 Jahren für den Erfolg der Russlandhilfe sorgten. In den letzten drei Jahren lag die Spendensumme unvermindert hoch bei circa 150.000 Euro. Wir freuen uns, dass es uns in den letzten Jahren gelungen ist, darüber hinaus Stiftungen für unsere Russlandhilfe begeistern zu können. Diese ständig wachsende Unterstüt-

zung konnten wir vor allem in größeren Projekten und bei der Ausbildungsförderung gut gebrauchen. Im laufenden Jahr hoffen wir, dass uns die privaten Spender weiterhin die Treue halten (über 85% aller Spender helfen langjährig und regelmäßig) und die Stiftungen ebenfalls in ihrer Unterstützung nicht nachlassen. In dieser „Kuh für Marx“ liegt der Schwerpunkt unserer Berichterstattung auf der Obdachlosenhilfe in Russland und Sibirien: Über 140.000

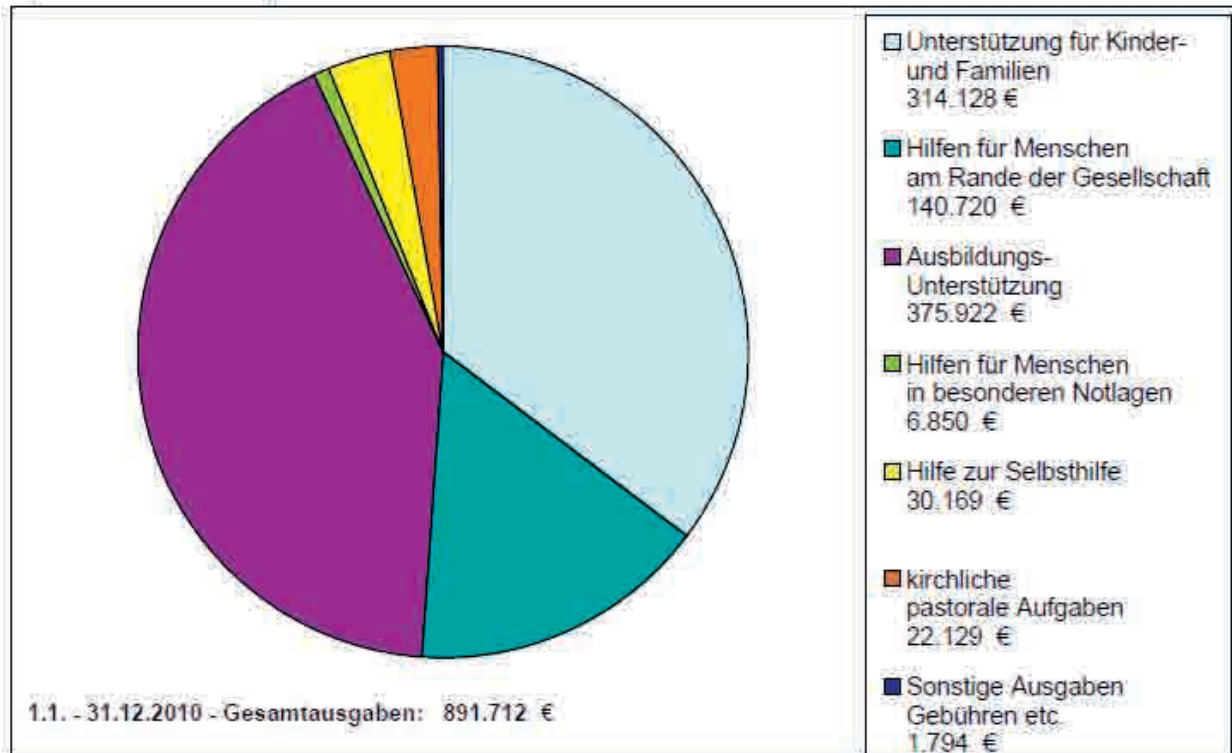
Euro flossen 2010 in Projekte für Menschen am Rande der Gesellschaft. Dank der zahlreichen Spenden konnten wir unter anderem die Situation von Obdachlosen ein klein wenig erträglicher werden lassen. Ihnen wurde ärztliche Hilfe zuteil, sie bekamen warme Kleidung und Nahrung. Wir sagen im Namen der Menschen, die ihr Leben in Kanalschächten oder auf Heizungsrohren verbringen müssen, ganz herzlich Danke für Ihre Hilfe!

Darstellung des Verlaufs der Spenden- und Stiftungsgelder von 2001 bis 2010
der Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V.



Spendenaufteilung 1.1. - 31.12.2010

Russlandhilfe



Hilfe zur Selbsthilfe

Vermittlung von Kühen an bedürftige Familien, incl. Futter und Kühlschranks

Fahrtkosten und Material für Klosterbauereinsätze (ehrenamtliche Handwerker) in Russland, die dort Gebäude u. Anlagen reparieren, (die eigenen Flugkosten werden als Spendengelder wieder eingezahlt)

Unterstützung für Kinder und Familien

Lebensgemeinschaften Johannes XXIII, Kinderheime, Schutz des Lebens, Schulspeisung in Stepnoje und Kriwowski, Kinderzentren, Mansardenausbau Kinderzentrum Barnaul, Jugendhilfe

Projekte: Kinderheim St. Nikolaus - Entwicklung sozialer Kompetenzen, Traumabewältigung von Kindern aus dysfunktionellen Familien

Projekte: Caritas St. Petersburg - Schutz des Lebens, Mutter und Kind, Beratungszentrum f. Mütter
Soz. Begleitung und Beratung für Familien mit Kindern m. Zerebralparese

Projekt: Caritas Novosibirsk - Gewaltprävention in 4 Kinderzentren

Ausbildungsunterstützung

Kath. Gymnasium in Tomsk, Studienhilfe

Projekte: Caritas Fortbildungszentrum St. Petersburg -
Weiterbildung für MitarbeiterInnen im Behindertenbereich
Entwicklung und Stärkung ehrenamtlicher Sozialarbeit in Pfarrgemeinden
Zentrum zur Unterstützung von jungen Behinderten und ihren Familien
Seminare und Supervision im Bereich der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung

Projekt: Caritas Novosibirsk - Entwicklung von Basiskompetenzen i.d. Öffentlichkeitsarbeit u. Fundraising

Projekt: Verein Perspektiven e.V. - Qualifizierung für Betr. schwerbehinderter Kinder "Wissen um zu helfen"

Projekt: Caritas St. Petersburg - Sprachkursus deutsch für Leitung

Hilfen für Menschen am Rande der Gesellschaft

Behinderten-, Obdachlosen- und Altenhilfe

Projekt: Caritas St. Petersburg, Obdachlosenprojekt in Novosibirsk, Barnaul, Omsk

Hilfen für Menschen in besonderen Notlagen / kirchliche pastorale Aufgaben

Bischof Clemens Pickel, Priesterhilfe, Schwesternhilfe, Unterstützung von Kirchengemeinden



Über den Dächern von Osnabrück. Bischof Clemens Pickel zusammen mit dem Caritasratsvorsitzenden Dr. Gerrit Schulte (links) und dem stellvertretenden Caritasdirektor Günter Sandfort (rechts). Foto: Ottmar Steffan.

Bischof Clemens Pickel zu Gast im Bistum Osnabrück

Begegnung, Austausch, Ideenschmiede – russisch-deutsche Tage in Osnabrück

von Ottmar Steffan

Im Oktober besuchte Bischof Pickel das Bistum Osnabrück. Sein Weg führte ihn zunächst ins Carl-Sonnenschein-Haus der Caritas in Osnabrück. Dort traf er sich mit den Vorstandsmitgliedern des Vereins SPES VIVA.

Der Verein unterstützt das würdige Leben am Ende des Lebens. Es besteht die berechtigte Hoffnung, dass der Verein Bischof Pickel dabei helfen wird, in Marx an der Wolga eine So-

zial- und Pflegestation für schwerstkranke und pflegebedürftige Menschen aufzubauen. Beim anschließenden Mittagessen im Paulus-Pflegeheim traf Bischof Pickel Thomas Müller-Boehr von Renovabis, der dieser Tage mit „Eine Kuh für Marx“ die Bundeseröffnung von Renovabis 2012 (3.-6. Mai) im Bistum Osnabrück vorbereitet, an der auch Bischof Pickel teilnehmen wird. Am Nachmittag ging es dann nach Meppen-

Schwefingen. Von dort kommt Alexander Hüser, der vor kurzem sein Freiwilliges Soziales Jahr in Wolgograd beendet hat. Und Wolgograd liegt nun mal im Bistum St. Clemens. Was lag näher als in Alexanders Heimatgemeinde einen Gottesdienst zu feiern. Am Gottesdienst und dem anschließenden Treffen nahm auch Anke Luislampe teil, die letztes Jahr ebenfalls im Bistum St. Clemens in Astrachan ihr FSJ verbracht hat. Auch ei-



Einen Scheck über 4.300 Euro für die Kinderzentren im Bistum St. Clemens durfte Bischof Clemens Pickel von Bischof Franz-Josef Bode entgegen nehmen. Foto: Ottmar Steffan.

zwischen unseren Bistümern, besonders im Bereich der Caritas. Mein erneuter Besuch in der norddeutschen Bischofsstadt war durch zahlreiche Begegnungen geprägt, die von Interesse, Verständnis und Hilfsbereitschaft zeugten.

Ich möchte allen herzlich danken, denen ich in den vergangenen Tagen begegnen durfte, u.a. dem Förderverein "Spes Viva", Renovabis, Herrn Weihbischof Kettmann, den Thuiner Franziskanerinnen und deren Krankenhäusern, dem Katholikenrat des Bistums Osnabrück und Bischof Bode, Pfarrgemeinden im Bistum Osnabrück, Jugendlichen, die unlängst aus ihrem Freiwilligen Sozialen Jahr in Russland nach Hause zurückgekehrt waren, dem Domkapitel, den Schwestern aus dem Kloster Nette, den Caritasmitarbeitern in Osnabrück,...

nige Klosterbauer durften in Schwefingen nicht fehlen. Ebenso wenig Willy Rave, der als "rasender, katholischer Reporter" den Abend für die Presse festhielt.

Bischof Clemens Pickel schrieb in seinem Blog www.kath-ru.blogspot.com über die Zeit im Bistum Osnabrück: „Seit 13 Jahren bestehen freundschaftliche Beziehungen



Schwester Oberin M. Emanuele, Karl Heinz Meyer (Geschäftsführer von SPES VIVA), Schwester M. Theodoris (Stationsleitung, auf der Palliativstation), Prof. Dr. Winfried Hardinghaus, Ärztlicher Direktor und Begründer von SPES VIVA, Domkapitular Hermann Rickers, Barbara Lamker vom Psychosozialer Dienst und Bischof Pickel beim Rundgang durch das Krankenhaus St. Raphael in Ostercappeln (von links nach rechts). Foto: Ottmar Steffan.

Manchmal haben sie Sehnsucht nach Russland

Alexander Hüser aus Schwefingen und Anke Luislampe aus Wetringen waren der Grund, weshalb es den Bischof der Diözese St. Clemens in Südrussland, Clemens Pickel, ins Emsland zog.

von Willy Rave

Die beiden 20 Jahre alten Studenten haben bis vor wenigen Wochen im Bistum von Bischof Clemens Pickel ein „Freiwilliges Soziales Jahr“ (FSJ) geleistet. Alexander Hüser arbeitete nach dem Abitur am Meppener Windthorst-Gymnasium in Wolgograd, Anke Luislampe nach ihrem Abitur am Handruper Leoninum in Astrachan.

Beide haben sich vor allem in den Häusern der „Gemeinschaft Johannes XXIII.“ der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen gewidmet. Ganz im Sinne „ihres“ Bischofs Clemens Pickel, dem die junge Generation besonders am Herzen liegt.

„Die katholische Kirche in Russland ist klein und eine Kirche der Armen. Ich habe aber die berechtigte Hoffnung, dass es mit ihr aufwärts geht. Diese Hoffnung beruht zu einem großen Teil auf der Jugend, denn die jungen Menschen möchten wirklich glauben und aktive Christen sein“, sagte er in Schwefingen, wo er zusammen mit den beiden FSJlern im überfüllten Pfarrheim über die Situation in seinem Bistum berichtete.

Es komme vor, dass man über 500 Kilometer fahren müsse,



Alexander Hüser und Anke Luislampe freuten sich über das Wiedersehen mit Bischof Clemens Pickel. Foto: Ottmar Steffan.

um von einer Pfarrei in die benachbarte zu gelangen. In den Steppendörfern gehörten Armut, Alkohol und Prostitution zum Alltag. „Notfalls hungert die ganze Familie, damit Wodka besorgt werden kann.“ Selbst Kinder kämen betrunken zur Schule. „Krankheiten wie Tuberkulose sind weit verbreitet“, erklärte Alexander Hüser. Notärzte reagierten oft nicht auf Anrufe, „wenn sie wissen, dass die Familie kein Geld hat“.

Viele junge Menschen lebten bei bis zu minus 30 Grad auf der Straße. Die Kirche versuche, ihnen über die schwere Zeit hinwegzuhelfen und ihnen eine Berufsausbildung zu vermitteln. Caritasarbeit gestalte sich aber

oft schwierig, weil die Menschen in Südrussland misstrauisch werden, wenn man ihnen kostenlose Hilfe anbietet, berichtete Hüser. Und wie Anke Luislampe gab auch er offen zu, dass er einen Hauch von Sehnsucht nach Russland und seinen Menschen spürt.

„Es hat sich viel gebessert“

Katholischer Bischof über 20 Jahre - Wiederaufbau in Russland

Russlands Katholiken feierten den 20. Jahrestag der Wiedererrichtung der Kirchenhierarchie. Der stellvertretende Vorsitzende der Russischen Bischofskonferenz, der deutsche Bischof Clemens Pickel, zieht eine Bilanz.

Interview: Oliver Hinz (domradio.de / Katholische Nachrichtenagentur (KNA), 13.04.2011)

KNA: Herr Bischof, am 13. April 1991 begann mit der Errichtung von zwei Apostolischen Administraturen der Wiederaufbau der katholischen Kirchenstrukturen in Russland.

Pickel: Davor gab es keine Kirchen, keine Priester, also keine Kommunion, keine Beichte, keine Predigt, keine christliche Literatur - und das seit drei Generationen. Dennoch hatten Christen gewartet, dass eines Tages wieder ein „Pader“ - wie die Wolgadeutschen sagen - kommt.

Aber ich glaube, lange wäre das nicht mehr gut gegangen. Ich freue mich und bin dankbar, dass die Freiheit und die Apostolischen Strukturen noch rechtzeitig kamen, und dass wir Ausländer unseren unbeschreiblich schwer geprüften Brüdern und Schwestern zu Hilfe kommen konnten.

KNA: In Ihrer Bistumsverwaltung im fünften Stock eines Hochhauses arbeiten nur zwei Ordensschwwestern. Der Generalvikar ist 400 Kilometer entfernt als Gemeindepfarrer beschäftigt.

Welche für Deutschland ungewöhnlichen Dinge erledigen Sie als Bischof, außer selbst

am Steuer Ihres Dienstwagens zu sitzen?

Pickel: Es ist wirklich sehr anders, hier Bischof zu sein, als in Deutschland. Ich kaufe die Flugtickets und Bahnfahrkarten selbst, bringe das Auto zur Autowäsche, hole manchmal Pakete von der Post, weil man persönlich kommen muss, melde mich bei jeder Auslandsreise bei der Polizei ab.

KNA: Wie bewältigen Sie das?

Pickel: Ich beneide meine Mitbrüder in Deutschland nicht um ihre Terminkalender, Gremien und Beifahrersitze.

Man kann es nicht vergleichen und sagen, dort oder hier wäre mehr Arbeit. Wenn wir davon ausgehen, dass Christus uns angeworben hat, dann dürfen wir auch davon ausgehen, dass er über unseren Kräftehaushalt ganz gut informiert ist und das Richtige daraus macht.

KNA: 1991, als Sie Pfarrer in Marx an der Wolga wurden, gab es sehr optimistische Prognosen. Etwa, dass Russland nur für die ersten Jahre des Neuanfangs auf ausländische Priester angewiesen sei und es dann genug einheimi-

sche Seelsorger gebe. Wie schnell wächst der Anteil der Geistlichen mit russischem Pass?

Pickel: Ganz langsam. Ich habe inzwischen 4 einheimische katholische Priester, die mit 41 ausländischen zusammenarbeiten. Im Priesterseminar hat unser Bistum zurzeit keinen einzigen Studenten. Kaputte Familien, Zeitgeist, Auswanderung der Katholischstämmigen sind die Gründe.

KNA: Problematisch ist die hohe Zahl ausländischer Priester und Ordensfrauen vor allem wegen der russischen Visabestimmungen, die oft nur zu einem mehrmonatigen Aufenthalt berechtigen. Gibt es da Fortschritte?

Pickel: Ja. Die Probleme begannen, als das Ausländergesetz vor ein paar Jahren Quoten einführte und Aufenthaltszeiten begrenzte. Das gibt es in anderen Ländern auch.

Es hat sich viel gebessert, besonders in den vergangenen zwei Jahren, etwa seitdem der Vatikan und die Russische Föderation volle diplomatische Beziehungen unterhalten.

KNA: Welchen Herausforderungen steht die katholische Kirche heute in Russland gegenüber?

Pickel: Mehr und mehr den gleichen wie im Westen. Wertekrise, Säkularisation, Pseudoreligionen. Hinzu kommt das Problem, dass der Mensch nun mal aus Leib und Seele besteht, so dass Seelsorge ohne materielle Mittel nicht geht: Um eine 200 Kilometer entfernte Außenstation regelmäßig zu besuchen, brauche ich ein Auto und Geld fürs Benzin. Um Kinderferienlager zu organisieren oder einen Raum für die Gottesdienste zu bauen oder zu mieten; um richtige Fenster einzusetzen, wo man bisher immer im Herbst die Ritze mit Zeitungspapier und Tapetenkleister zugeklebt hat; um Obdachlose effektiv zu betreuen oder die Mitarbeiter zu schulen: Für alles braucht man Geld. Und unsere Kollekten sind klein, nicht weil die Leute geizig wären. Gut, dass es Renovabis, Kirche in Not und Caritas gibt! Als katholische Kirche in Russland werden wir jedoch für viele immer Fremde bleiben. Russland ist orthodox.

KNA: Warum will der russische Staat an den Schulen nur orthodoxen, islamischen, buddhistischen und jüdischen Religionsunterricht einführen, aber eben keinen katholischen? Wird die katholische Kirche diskriminiert?

Pickel: Nein. Ich denke, das ist logisch. Von der Einführung eines katholischen Religionsunterrichts an den Schulen kann keine Rede sein, weil wir die Lehrer dafür nicht stellen könnten. Wir sind weniger als ein

Prozent. Zu Sowjetzeiten hat man diskriminiert, verfolgt, eingesperrt und ermordet.

Darum geht es auch so schwer mit dem Experiment des orthodoxen Religionsunterrichts in den Schulen. Die nötigen Lehrer sollten vergangenes Jahr in Crashkursen darauf vorbereitet werden. Ich habe von manchen gehört, die nach Hause kamen und das Gefühl hatten, sie waren auf einer Schulung, die von A bis Z in einer geheimnisvollen Fremdsprache gehalten wurde. Der christliche Wortschatz war weg! Seit 20 Jahren mühen wir uns, die Wunden des gottes- und menschenfeindlichen Totalitarismus zu heilen. Es ist sehr mühsam, obwohl hier ein Schwerpunkt unserer Pastoral liegt: das Christwerden der Laien, mit all seiner Verantwortung.

KNA: Erprobt wird auch ein Wahlfach über alle Weltreligionen. Kommt da die katholische Kirche zum Zug?

Pickel: Allgemeine Religionskunde erzieht zwar zur Toleranz, aber auch - wenn sie das Einzige bleibt - zur Indifferenz. Ich denke, wenn der orthodoxe Religionsunterricht gut wird, brauchen wir keinen eigenen in den Schulen. In den Pfarrgemeinden schon! Ich stamme aus der DDR und weiß das zu schätzen.

KNA: Wie steht es gegenwärtig um die Beziehungen zwischen Katholiken und Russisch-Orthodoxen? Zuletzt gab es Streit, weil das Regionalparlament von Kaliningrad die dortige ehemalige katholi-

sche Pfarrkirche den Orthodoxen zusprach.

Pickel: Die Geschichte mit Kaliningrad ist eine wirklich traurige Sache. Man darf sie aber nicht verallgemeinern. Auf höchster Ebene sind die Beziehungen zwischen Vatikan und Moskauer Patriarchat inzwischen sehr angenehm. Zwar habe ich noch nie eine Anfrage von amtlicher orthodoxer Seite erhalten. Wenn ich aber um etwas bitte, ein Treffen, einen Rat, eine Ikone habe ich es bisher immer bekommen. Freundschaft ist möglich, darf ich aus Erfahrung sagen. Auch hier gilt: Es geht alles sehr langsam.

KNA: Was würden Sie sich von einer möglichen ersten Begegnung des russisch-orthodoxen Patriarchen Kyrill I. und Papst Benedikt XVI. versprechen?

Pickel: Dass sie zusammen beten, hoffentlich.

KNA: Wie sehen Sie die Chancen für ein solches historisches Treffen?

Pickel: Es geht hier ja leider nicht nur um das Treffen von zwei Menschen. Sonst hätten sich die beiden längst treffen können. Auf ihren Schultern liegen Dogmatik, Kirchengeschichte und menschliche Unzulänglichkeiten eines ganzen Jahrtausends. Wenn man jedoch weiter wartet, bis es keine offenen Fragen mehr gibt, dann heißt das, wir werden bis zur Wiedervereinigung warten. Das wäre schade.

Erste Eindrücke der Freiwilligen 2011



Carolin Benninghof aus Os-nabrück ist seit September 2011 in Sankt Petersburg.

Am Montag habe ich erstmal eine persönliche Stadtführung von Julia, der Dolmetscherin der Caritas, bekommen. Am Dienstag war ich dann im Bischof Maljetski Zentrum, einer Tagesstätte für junge, geistig behinderte Erwachsene. Ich habe mit ihnen Dart und Memory gespielt.

Am Mittwoch war ich in einer Tagesstätte für Kinder, deren Eltern alkohol- oder drogen-süchtig sind und sich deswegen nicht um ihre Kinder kümmern können. Donnerstag war ich dann bei Valentina, einer alten Dame, die ohne Hilfe nicht aus ihrem Bett kommt. Dann war ich noch bei Dascha, einem zerebralparetischen Kind. Sie kann weder sprechen noch sich bewegen. Mir ist aufgefallen, dass hier in Russland behinderte Menschen viel mehr von der Gesellschaft isoliert werden als in Deutschland.



Viktoria Adam aus Vechta ist seit September 2011 in Novosibirsk.

Ich arbeite drei Tage die Woche im Kinderheim. Dort basteln und backen wir oder veranstalten andere kreative Geschichten. An zwei Tagen in der Woche bin ich im Mutter-Kind-Heim unterwegs. Dort leite ich die Mütter entweder in der Pflege an oder passe auf ihre Kleinen auf, wenn sie arbeiten müssen oder Behördengänge zu erledigen haben. Darüber hinaus helfe ich Mascha beim Übersetzen und arbeite im Kinderclub. Dort gestalten wir gerade Grußkarten für die deutschen Spender.

Am Sonntag betreue ich die Kinder, deren Mütter hier einen Kochkurs besuchen.

Mir geht es wirklich gut. Die Arbeit macht Spaß, ist aber auch anstrengend. Ich bin abends immer kaputt und möchte nur noch ins Bett. Ich lerne viele neue und nette Leute kennen.



Martin Möllenkamp aus Georgsmarienhütte ist seit September 2011 in Astrachan.

Seit ich am 01.09. zusammen mit Thomas meine Reise nach Russland angetreten habe, befinde ich mich an der Wolga, unweit des Kaspischen Meeres gelegenen Astrachan. Ich wohne zusammen mit meiner Haus-Mama Sveta, deren Sohn Albert, deren Tochter Angelika und zwei seit einigen Monaten ebenfalls hier beheimateten Geschwistern, Ainagul und Ruslan. Insbesondere letzterer ist mir bereits sehr ans Herz gewachsen. Ich gehe dreimal pro Woche (Montag, Mittwoch, Freitag) von 9 bis 10:30 Uhr zur Uni, um Russisch zu lernen. Jeden Dienstagvormittag komme ich mit auf die Obdachlosentour. Seit zwei Wochen arbeite ich im Antoschka, dem Kinderzentrum. Dort bringe ich den Kindern unter anderem Gitarre spielen bei und wir basteln und zeichnen viel zusammen.



Verena Telscher aus Osnabrück ist seit September 2011 in Tscheljabinsk.

Nach der ersten Woche, die ich in Novosibirsk mit Viktoria verbracht habe, konnte ich es kaum erwarten endlich 'meine Stelle' kennen zu lernen. Und die Vorfreude hat sich gelohnt. Es ist einfach der Wahnsinn, wie schnell die ersten Wochen verflogen sind. Kein Tag war bisher wie der andere und jeder Tag bringt die Möglichkeit, neue Erfahrungen zu sammeln. Meine Arbeit in den Caritasprojekten macht mir viel Spaß. In der Woche arbeite ich an 2 ½ Tagen im Kinderclub, an 1 ½ Tagen helfe ich im Mutter-Kind-Heim und an einem Tag bin ich in der Hauskrankenpflege. Die Abende verbringe ich zurzeit mit Sprachunterricht, Kirchenbesuchen oder ich treffe mich mit den Leuten, die ich hier schon sehr schnell kennen gelernt habe. Ich genieße das Gemeindeleben und die regelmäßigen Kirchenbesuche, die mir deutlich besser gefallen als in Deutschland.



Thomas Sawicki aus Bremen ist seit September 2011 in Wolgograd.

Montag und Mittwoch fahre ich zur Obdachlosenhilfe, wir bringen den Obdachlosen Suppe, Brot und Tee (welcher immer beliebter wird aufgrund der sinkenden Temperaturen) und leisten medizinische Versorgung. Nach der Obdachlosenarbeit bzw. der Uni gehe ich täglich ins Kinderzentrum „Maria“, eine Anlaufstelle für Kinder aus schwierigen Familienverhältnissen.

Jeden Samstag gehe ich zur Kinderkrebsklinik und bastle mit den Kindern. Ich hatte noch nie so viel Spaß beim Basteln! Zwar behalte ich immer im Hinterkopf, welches Leid den Kindern widerfährt, doch die Momente, in denen wir basteln sind Momente des Glücks, die alle Beteiligten für einen Moment die bittere Realität vergessen lassen und ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Dieses Projekt habe ich besonders lieb gewonnen.



Yulia Litavrina aus Orenburg und Natalia Zvereva aus Sankt Petersburg (links).

Mein Name ist **Yulia**. Ich bin 25 Jahre alt und komme aus Orenburg. Dort habe ich Psychologie studiert. Seit August arbeite ich als FSJlerin bei der katholischen Familienbildungsstätte. Meine Tätigkeit besteht aus der Kinderbetreuung beim Kindertreff in Osnabrück Haste. Im Mehrgenerationenhaus arbeite ich auch mit Kindern, helfe bei den Hausaufgaben und bei Spielkreisen mit Babys und Kindern. Ich habe sehr nette Mitarbeiter.

Ich heiße **Natalia**. Ich habe in St. Petersburg in einem Heim für behinderte Kinder gearbeitet. In Deutschland mache ich ein FSJ in der Horst-Koesling-Schule, einer Einrichtungen der Heilpädagogischen Hilfe Osnabrück. Die Arbeit gefällt mir sehr gut und macht viel Spaß. Die Erfahrungen bezüglich der Lebensbedingungen von behinderten Menschen und ihrer Förderung sind wichtig für mich. Ich hoffe, viele neue Anregungen mit nach Hause nehmen zu können (Fotos: Ottmar Steffan).

Im nächsten Jahr sehen wir uns wieder – beim Spielplatzbau in Orenburg

Der Bau von Spielplätzen avanciert zu einem mehrjährigen deutsch-russischen Jugendprojekt – jetzt fand ein Sommercamp in Osnabrück statt

von Julia Reiswich

Vergangenen Sommer verbrachte eine deutsche Schülergruppe drei Wochen ihrer Sommerferien im russischen Orsk, einer Stadt südlich des Uralgebirges. Dort bauten die Jugendlichen gemeinsam mit Pater Pavel und den russischen Gastgebern einen Kin-

derspielplatz. Das Projekt war ein voller Erfolg (Kuh Nr. 37). Es wurde nicht nur gemeinsam ein Spielplatz gebaut, sondern eine Brücke „zwischen deutschen und russischen Jugendlichen, zwischen zwei Sprachen, zwei Kulturen, zwei ganz unterschiedlichen Lebensweisen. [...]

Mit diesem Kinderspielplatz, genau hier in Orsk, haben wir eine Brücke gebaut, die weit mehr bedeutet als ein paar Bretter aus dem Baumarkt“, schrieb Melina Schlinge damals sehr treffend.

Nach der Rückkehr in die eigene Heimat Anfang August letz-



Ab auf die Bäume. Viel Spaß bereitete den russischen und deutschen Jugendlichen der Nachmittag im Kletterwald. Foto: Ottomar Steffan.



Eine Tour mit dem Schlauchboot auf der Hase forderte den Teamgeist heraus. Foto: Wener Oenning.

ten Jahres stand fest: Es gibt ein Wiedersehen und dieses findet im folgenden Sommer in Deutschland statt!

Und tatsächlich: Am 1. August bekamen wir Besuch von unseren russischen Freunden. Ihre Reise nach Deutschland war lang: Von Orsk über Samara nach Kiew mit der russischen Eisenbahn – und von dort aus mit dem Flugzeug nach Berlin – von Berlin über Magdeburg und Braunschweig bis nach Osnabrück. Zwei Wochen verbrachten die russischen und die deutschen Jugendlichen gemeinsam. Sie erkundeten Osnabrück und sein Umland und machten sich sogar auf den Weg in zwei gro-

ße europäische Metropolen: Hamburg und Amsterdam.

Untergebracht im St. Dionysius-Haus Holsten-Mündrup, galt es zunächst sich in der Gruppe kennen zu lernen und die Friedensstadt Osnabrück zu erkunden. Auf den Fährten des Nachtwächters tauchten wir ein in eine Zeit des vergangenen Osnabrücks... zu jener Zeit, als die Einwohner Osnabrücks eine Stadtmauer besaßen und Hexenmeisterinnen unter ihnen waren.

Neben der unterhaltsamen Freizeitbeschäftigung stand auch ein soziales Projekt auf dem Plan. Hierzu wurden Kleingruppen

gebildet, die soziale Einrichtungen wie die Wärmestube Osnabrück, das Don Bosco-Kinderheim, das Paulus-Altenheim und Karl-Luhmann-Heim besuchten und dort zwei Tage ehrenamtlich mitarbeiteten.

Auf diese Weise konnten die russischen Jugendlichen einen guten Einblick in soziale Einrichtungen bekommen und zugleich die soziale Infrastruktur in Deutschland kennen lernen, die keineswegs zu vergleichen ist mit der russischen. Die Erfahrungen und Erlebnisse, die die unterschiedlichsten Emotionen bei den Jugendlichen hervorriefen, prägten die Jugendlichen sehr.

Bevor es dann ins Familienwochenende ging, unternahmen wir eine große Radtour durch das Osnabrücker Land und machten auf unserer Tour Halt im Kletterwald Nettetal. Nach einer Sicherheitseinführung konnte es dann losgehen. Eine kleine Gruppe Nichtkletterer machte es sich beim Mini-Golfen nebenan gemütlich. Danach ging es mit dem Rad Richtung Biohof Bünthe und nachmittags schließlich ins Familienwochenende.

Erholt und fröhlich gestimmt kehrte die Gruppe schließlich am Sonntagabend im Dionysiushaus ein. Sie haben viel erlebt und viel unternommen, gesehen wie deutsche Jugendliche leben, was sie in ihrer Freizeit unternehmen. Die Eltern haben unsere russischen Gäste ebenfalls sehr lieb gewonnen, zum Abschied wurden Umarmungen

und Abschiedsküsse ausgetauscht.

Auch das weitere Programm gestaltete sich sehr vielfältig: Sogleich zum Wochenbeginn besuchten wir die Meyer-Werft in Papenburg. Adrian – unser Jugendlicher vom letzten Jahr – führte uns schließlich am Nachmittag in der Stadt herum. Nachdem montags bloß zugehaut wurde, wie Schiffe und Booten entstehen, musste am darauf folgenden Tag selbst gerudert werden: Es wartete eine Schlauchbootstour auf der Hase auf uns. Obwohl das Wetter trist und regnerisch war, schafften es die beiden Teams bis zum Ziel in Bersenbrück und waren überglücklich als sie ankamen.

Die Amsterdam- und Hamburgtour rundeten schließlich das Programm der zweiten Woche ab.

Am Montagmorgen hieß es wieder: Abschied nehmen. Wir begleiteten unsere russischen Gäste zum Zug, nahmen Abschied und gingen mit dem Versprechen, uns im nächsten Jahr wieder zu sehen, wenn es heißt: Spielplatzbau in Orenburg

Das Soziale Seminar der Diözese Osnabrück e.V. ist eine Einrichtung der Jugend- und Erwachsenenbildung. Es veranstaltet Seminare, zum Beispiel zu Themen der sozialen und politischen Bildung. Aus der Zusammenarbeit mit der Russlandhilfe der Caritas Osnabrück entstand 2010 der Bau eines Kinderspielplatzes in Orsk/Russland und der Gegenbesuch der russischen Freiwilligen in diesem Sommer. Das Soziale Seminar wird in diesen Tagen 60 Jahre alt.



Zwei erlebnisreiche Wochen verbrachten die russischen Jugendlichen zusammen mit ihren Gastgebern in Osnabrück. Foto: Ottmar Steffan.

Im Juli fand der 11. **Petersburger Dialog** statt. Etwa 300 Teilnehmer aus Deutschland und Russland diskutierten - zum ersten Mal in Niedersachsen - zum Thema "Bürger, Gesellschaft und Staat – Partner im Modernisierungsprozess". Parallel dazu tagte in Hannover das 7. **Deutsch-Russische Jugendparlament**.

Unter dem Motto "Die Jugend – ein dynamischer Ideengeber in den deutsch-russischen Beziehungen" erörterten rund 50 Jugendliche aus Russland und Deutschland neue Wege zur Mitwirkung der Jugend an gesellschaftlichen Prozessen, gemeinsame Prioritäten und Beiträge der Jugend zur deutsch-russischen Zusammenarbeit, Herausforderungen sowie Chancen im Zeitalter der Globalisierung. Einer der Teilnehmer am deutsch-russischen Jugendparlament war der ehemalige Freiwillige in Wolgograd, Christian Rählmann aus Hasbergen. Er wurde zum Ko-Vorsitzenden des Jugendparlaments gewählt.

Jugendparlamentarier treffen Angela Merkel und Dmitrij Medvedev

Das 7. Deutsch-Russische Jugendparlament hat am 19. Juli im Plenarsaal des Niedersächsischen Landtags sein abschließendes Ergebnispapier präsentiert.

Presstext der Stiftung Deutsch-Russischer Jugendaustausch

Trotz hitziger Diskussionen bis in die späten Abendstunden, Wortklaubereien und einiger sprachlicher Hürden, fanden die 50 deutschen und russischen Jugendparlamentarier zu einem beachtlichen Konsens.

Zu ihren Forderungen gehörten:

Investitionen in die Jugend: Sicherstellung der Finanzierung des Austauschs, Einbindung von Auszubildenden und jungen Berufstätigen, Abschaffung der Visapflicht.

Bildung und Ausbildung: vollständige Anerkennung aller Studien- und Ausbildungsabschlüsse in beiden Ländern, Aufnahme Russlands in das EU-Programm „Berufsbildung ohne Grenzen“.

Förderung der Zivilgesellschaft: Aufbau einer Organisation zur Förderung der Freiwilligenbewegung in Russland,



Christian Rählmann inmitten der deutsch-russischen Jugendparlamentarier zusammen mit Angela Merkel und Dmitrij Medvedev. Foto: Stiftung Deutsch-Russischer Jugendaustausch.

Ausbau der Möglichkeiten für russische Freiwillige, sich in Deutschland zu engagieren.

"Dieses Ergebnis zeigt eindrucklich", so der Ko-Vorsitzende des Jugendparlaments Christian Rählmann zu Beginn der Abschlussitzung, "wie fruchtbar und konstruktiv die Arbeit des Deutsch-

Russischen Jugendparlaments verlaufen ist."

Vor der Abschlussitzung des Jugendparlaments im Landtag trafen die Jugendparlamentarier auf Bundeskanzlerin Angela Merkel und Präsident Dmitrij Medvedev.

Nach einem gemeinsamen Foto-termin berichteten die beiden

Ko-Vorsitzenden des Jugendparlaments, Christian Rählmann und Alexej Potjomkin, im Rahmen der Abschlussitzung des Petersburger Dialogs im Beisein der Bundeskanzlerin und des Präsidenten über die Ergebnisse des Jugendparlaments. „Ich freue mich sehr und verfolge mit großem Interesse die Entwicklung der Diskussion unter den Jugendlichen, sowie die Entwicklung des Jugendparlaments. Ich weiß, dass die jungen Parlamentarier ihre Arbeit sehr verantwortungsvoll ausfüllen, und das ist die Garantie für gute gegenseitige Beziehungen in der Zukunft“, unterstrich der russische Präsident Medvedev. Bundeskanzlerin Merkel betonte:

„Der Austausch von Auszubildenden ist mir sehr wichtig.“ Am Ende des 7. Deutsch-Russischen Jugendparlaments waren sich die Jugendparlamentarier aber nicht nur inhaltlich einig, besonders betont wurde auch, dass das Jugendparlament als Schule der Zivilgesellschaft nicht nur die essentiellen Grundlagen der Demokratie erfahrbar gemacht hat, sondern im Mittelpunkt der Kontakt und die Begegnung miteinander standen.

In diesem Sinne freuen wir uns schon auf das nächste Deutsch-Russische Jugendparlament, das 2012 wieder in Russland stattfinden wird!



Christian Rählmann traf Angela Merkel und Dimitrij Medvedev in Hannover. Foto: Ottmar Steffan.

Christian Rählmanns Eindrücke:

„Also, es war einfach der Hammer und es hat super viel Spaß gemacht! Wir konnten auch einiges erarbeiten. Unser Hauptthema war Austausch, also für Schüler und Studenten, Auszubildende und auch für Freiwillige! Vor allem aber in beide Richtungen. Da ich von den anderen zum Ko-Vorsitzenden gewählt wurde, hatte ich auch die Möglichkeit, dieses Merkel und Medvedev persönlich beim Petersburger Dialog in Hannover zu berichten. Von dem Plenum dort hatten wir auch große Zustimmung, was unsere Forderung der Visaerleichterung betrifft. Ansonsten könnte ich noch so viel erzählen....“

Der Schulneubau in Tomsk schreitet voran

von Ottmar Steffan

Die erste Dienstreise von Schwester Elisabeth Jakobowitz (Direktorin der Caritas Westsibirien) nach ihrem Sabbatjahr führte sie nach Tomsk.

Dort konnte sie sich mit großer Freude selbst davon überzeugen, welche großen Fortschritte der Bau des neuen Schulhauses des katholischen Gymnasiums macht.

Bis Ende dieses Jahres will die Firma mit den Bauarbeiten fertig werden, sodass Anfang nächsten Jahres mit dem Einrichten der Schule begonnen werden kann. Mit dem Beginn des Schuljahres 2011 Anfang September hat das katholische Gymnasium bereits 102 Schüler. Es ist unwahrscheinlich eng in den jetzigen Räumen und kaum länger in dieser Form auszuhalten.

Alle hoffen, dass der Umzug in die neuen Räumlichkeiten schon im Frühjahr vonstatten gehen kann.

Es fehlen zurzeit vor allem noch Gelder, um die Inneneinrichtung zu finanzieren. Es fehlen Schreibtische, Unterrichtsmaterialien, Computer und vieles mehr.



Die Isolierung der Außenfassade ist bald abgeschlossen, die neuen Heizungssysteme sind montiert und der neue Dachstuhl ist fast fertig. Auch die neuen Fenster konnten schon eingesetzt werden. Fotos: Caritas.





Foto: Verena Telscher.

Mehr als nur ein Dach über dem Kopf

Eröffnung des Mutter-Kind-Heims in Tscheljabinsk

von Schwester Elisabeth Jakobowitz

Irina ist 27 Jahre alt. Als sie schwanger wurde, verließ sie ihr Freund. Er wollte die Verantwortung für das Kind nicht übernehmen. Irina arbeitete zu diesem Zeitpunkt in einer Betriebspoliklinik als medizinische Hilfskraft und verdiente im Monat 10.000 Rubel (250 Euro). Da sie während der Schwangerschaft oft krank war, erhielt sie nur noch Lohnzahlungen zwischen 1.500 und 7.000 Rubel. Sie konnte ihre Miete nicht mehr

bezahlen und suchte verzweifelt nach einer günstigeren Unterkunft.

Für 4.000 Rubel (100 Euro) fand sie in einer Kommunalwohnung ein heruntergekommenes, nicht möbliertes Zimmer. Mit fünf weiteren Familien teilte sie sich Küche und Bad. Freunde brachten ihr ein altes Sofa und halfen ihr, sich notdürftig einzurichten. Kurz vor ihrem Entbindungstermin erhöhte die Vermieterin den Mietpreis auf 5.000 Rubel (125

Euro). Irina konnte die Miete nicht mehr aufbringen. Kein Bitten half - sie musste noch vor der Geburt ihres Kindes das Zimmer räumen.

Irina fühlte sich für die mühsame Suche nach einer neuen Unterkunft zu elend. Sie kehrte in ihr Heimatdorf zu ihrer Mutter zurück. Sie fürchtete sich sehr vor diesem Schritt, da ihre Mutter ihr Kind strikt ablehnte. Sie hatte zu Beginn der Schwangerschaft verlangt, dass sie das Kind abtreiben lasse.



Fünf Mütter mit Kindern haben im Mutter-Kind-Haus Platz. Foto: Ottmar Steffan.

mit ihrem Kind in Tscheljabinsk lebt.

Irina würde gerne wieder arbeiten, doch dazu ist Sascha noch zu klein. Einen Kindergartenplatz hat sie nicht in Aussicht. Sie hofft deshalb, dass bald mehrere Mütter, die vom gleichen Schicksal betroffen sind, im Mutter-Kind-Heim leben und sich bei der Betreuung ihrer Kinder gegenseitig helfen. Irina ist die erste Frau im Mutter-Kind-Haus. Sie fand schon vor seiner offiziellen Eröffnung Unterschlupf. Seit August können Mütter, die keine Familie und keine Unterkunft haben, im Mutter-Kind-Heim aufgenommen werden, bis sie für sich und ihr Kind die Perspektiven geklärt haben.

Seit der Eröffnung des Heims im August waren schon fünf aus der Haft entlassene Mütter hier, die mit ihren Kindern die Zeit bis zur Abreise in ihre Heimatregion im Heim verbrachten. Die Mütter haben oft tagelange Bahnfahrten vor sich.

In der Kuh Nr. 38 berichteten wir über die Arbeit der Caritas im Frauengefängnis in Tscheljabinsk. Der große Wunsch der Caritasmitarbeiterinnen war es, Müttern, die mit ihren kleinen Kindern aus der Haft entlassen werden, oder von Obdachlosigkeit bedrohten schwangeren Frauen und Müttern eine Anlaufstelle zu bieten, um in Geborgenheit und mit Ruhe ihre Zukunft planen zu können. Dieser Traum ist mit der Einweihung des Mutter-Kind-Heims Wirklichkeit geworden.

Es kam so, wie Irina befürchtet hatte: Die ständigen Konflikte mit ihrer Mutter zermürbten sie, so dass sie eines Tages mit ihrem Baby auf dem Arm wieder in die Stadt zurückkehrte. Sie fand Aufnahme in einem Rehabilitationszentrum für drogenabhängige Männer und arbeitete in der Küche. Irina hatte kaum Zeit, ihr Baby zu versorgen und war bald am Ende ihrer Kräfte. Als Irina im Juli mit Sascha im Mutter-Kind-Heim aufgenom-

men wurde, war sie sehr niedergeschlagen und fühlte eine erdrückende Last bei dem Gedanken, ihr Kind ohne Unterstützung ihrer Familie aufzuziehen. Ermutigt durch die Mitarbeiterinnen des Mutter-Kind-Heims machte sie sich erneut mit Sascha auf den Weg zu ihrer Mutter, um dort gemeinsam seinen ersten Geburtstag zu feiern. Mutter und Tochter versöhnten sich, waren sich aber einig, dass es für alle besser sei, wenn Irina

Von vielen Händen getragen – Ein Vater kämpft um seine Kinder

Bischof Clemens Pickel kämpfte in den letzten Monaten zusammen mit vielen Spendern für zwei kleine Mädchen und ihren Vater in Marx - momentan schaut es nach einem guten Ende aus

von Bischof Clemens Pickel

August 2011. In der vergangenen Woche hatte ich mehrere Tage in Marx zu tun und traf unter anderem auch die beiden Mädchen, um die wir noch vor einem Jahr gebangt hatten, weil im Kinderheim immer wahrscheinlicher wurde, dass man die Geschwister voneinander trennt und sie möglicherweise in Pflegefamilien kommen.

Dank des großen Kräfteaufwandes von Schwester Helena in Marx hatte der Vater der beiden nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis in eine erfolgreiche Entziehungskur eingewilligt. Ich hatte ihn bei mir als Gärtner angestellt, für sechs Monate. Und mit Hilfe von Spenden konnten wir ihm eine Wohnung mieten. Das alles war Voraussetzung dafür, dass er seine Kinder aus dem Heim zurückbekam. Der Mutter der Mädchen wurden die Erziehungsrechte wegen Alkoholmissbrauchs entzogen. Ihr zu helfen, ist schwerer.

Vor zwei Wochen habe ich mit Hilfe von Spenden eine 2-Zimmer-Wohnung für die drei gekauft. Alexander arbeitet inzwischen in der Stadt und wird einen Teil der Kosten monatlich zurückzahlen. Die Wohnung liegt im ersten Stock eines



Foto: panthermedia.

Blocks gegenüber unseres Jugendhauses, also ganz nahe bei der Kirche.

Danke allen, die hier mit geholfen haben! Es war ein unheimlicher Kraft- und Finanzaufwand. Wenn man sich vorstellt, wie das Leben der zwei Kinder ohne Hilfe weiter gegangen wäre, erscheint er - hoffentlich - als gerechtfertigt.

Im Frühjahr durften die zwei Mädchen aus einem Saratower Kinderheim wieder nach Hause. Die Familie befand sich in einer sehr schweren Situation (wir berichteten in der Kuh Nr. 38, S. 26), als das Jugendamt entschied, die Kinder abzuholen. Längst nicht alles ist inzwischen

wieder gut. Dennoch gibt es Grund zu großer Freude für alle, die um die Kinder – wie soll ich sagen? - „besorgt waren“ ist zu wenig, für sie „gekämpft haben“ könnte falsch verstanden werden, aber ist nahe dran.

Danke an jene, die gebetet und die Hoffnung nicht aufgegeben haben, die von Pontius zu Pilatus gelaufen sind und sich um die Eltern gemüht haben: besonders Schwester Helena in Marx! Danke denen, die geholfen haben, dass der Vater der beiden eine Mietwohnung und Arbeit nachweisen kann, ohne die er seine Töchter schon bald für immer verloren hätte: Hoffen wir, dass es weiter gut geht.

Marta gibt zwanzig Liter Milch am Tag

Der Freiwillige Benjamin Abeln machte sich im Frühjahr 2011 ein Bild vom Kuh-Projekt, das nun auch in der Omsker Region russische Familien unterstützt

von Benjamin Abeln

Tatjana Trofimova, die Direktorin, der Omsker Caritas und ich sitzen im Omsker Stau fest. Wir wollen zu einer Familie, die im letzten Jahr eine Kuh bekommen hat.

Das Projekt „Eine Kuh für Marx“ verschenkt Kühe an bedürftige Familien mit der Auflage, dass das erste Kalb an eine andere, bedürftige Familie weitergegeben wird.

Das Projekt gibt es schon seit einigen Jahren im europäischen Teil Russlands. Im letzten Jahr wurden erstmals auch Kühe in der Omsker Region in Sibirien vergeben. Nun im Frühjahr ist es soweit, dass die Kühe gekalbt haben und die Kälber übergeben werden sollen.

Wir verlassen die Stadt und fahren fast zwei Stunden über immer schlechter werdende Straßen, den Schlaglöchern ausweichend übers sibirische Land. Wir sehen die einzigartige sibirische Weite, die russischen Birkenwälder, die mittlerweile zu grünen begonnen haben. Hin und wieder sieht man aber auch, dass eines der Wäldchen in Flammen steht. Die Felder sind so unglaublich groß, dass man sich fragt, wie es nur geschafft werden kann, diese Flächen zu bewirtschaften. Vereinzelt sieht man Viehherden; Kühe, Pferde und Schafe, die von Hirten auf Pferden gehütet werden.

Oft sieht man in der Nähe von Siedlungen „Ruinen“ alter Kolchosebauten. Große Ställe und Wirtschaftsgebäude liegen ungenutzt da. Baustellen, die nie vollendet wurden. Viele Kolchosen sind im Zuge der Perestroika kaputt gegangen. Als Nachfolge der Kolchosen gibt es nun die Agrarwirtschaftlichen Betriebe in den Dörfern.

Die Dörfer sind die Verlierer

Mir wird gesagt, dass es sich früher in den Dörfern besser lebte. In der Tat erscheint es mir, als seien die Dörfer die Verlierer des Wandels, wenn man sieht, welche Infrastruktur früher da war und nun zerfällt.

In einer Traktorwerkstatt fragen wir nach dem Weg, denn wir sind uns trotz der Wegbeschreibung, die uns der Pastor gegeben hat, nicht sicher, wie wir zu fahren haben. Ein Arbeiter in dem Betrieb muss sowieso in das Dorf und erklärt sich bereit, mit uns zu kommen, um uns den Weg zu zeigen. Er lotst uns über staubige Feldwege zum Ziel unserer Fahrt. Ein ehemals russlanddeutsches Dorf mit dem klangvollen Namen Selenopol. Früher hieß der Ort Grünfeld.

Wir wollen zu Nurgaika Nagumanova. Ihre Familie hat im letzten Jahr eine Kuh bekommen. Nurgaikas Kuh hat einige Wochen zuvor gekalbt und wir

kommen nun, um die Dokumente für die Übergabe des Kalbs auszufüllen und zu sehen, wie es der Familie mit ihrer Kuh geht.

Unser Lotse erklärt uns den Weg zum Haus von Nurgaika, bedankt sich, dass wir ihn mitgenommen haben und verabschiedet sich.

Selenopol ist ein schönes Dorf, wunderbar bunt angemalte Häuser und Zäune, akkurate Gärten, in denen hier und da Babuschkas arbeiten. Vor jedem Haus steht eine Bank.

Es fehlt an Arbeit

Der Frühling ist erst vor anderthalb Monaten gekommen, von Mitte November bis Mitte April lag Schnee. Sechs Monate Winter, in denen es unter Minus 30 Grad wird. Der Winter war für mich in der Stadt schon nicht sehr angenehm und ich stelle es mir denkbar hart vor, sechs Monate Winter in einem sibirischen Dorf zu verbringen.

Vereinzelt sieht man zugewachsene, verlassene Häuser, die nach und nach verfallen. Viele Russlanddeutsche sind von hier fortgegangen, leben nun in Deutschland oder in der Stadt. Es fehlt hier wie in eigentlich allen Dörfern an Arbeit.

Wir fahren am einzigen Dorfladen und der Schule vorbei und finden schließlich das Haus, in dem Nurgaika mit ihrer Familie



Benjamin Abeln zusammen mit Nurgaika und dem Kälbchen, das nun ihr Sohn und seine Frau erhalten. Foto: Caritas.

lebt und werden freudig begrüßt.

Nurgaika hat vier Söhne, einer lebt in Omsk, der älteste arbeitet als Mechaniker im Landwirtschaftlichen Betrieb des Dorfes (das was von der Kolchose geblieben ist), einer leistet zur Zeit seinen Militärdienst in Vladivostok und der jüngste geht in die 8. Klasse in einem anderen Dorf, denn eine Schule gibt es in Selenopol nur bis zur 4. Klasse. Aber heute ist der Schulbus nicht gekommen und so bleibt er heute zu Hause.

Nurgaika erzählt: Sie wollte im letzten Jahr eine Kuh kaufen, hatte dafür aber nicht das nötige Geld (eine Kuh kostet in Russ-

land 800 Euro und mehr, was hier sehr sehr viel Geld ist). Sie hatte schon überlegt, einen Kredit für die Kuh aufzunehmen, aber wer gibt einer Frau ohne Einkommen schon einen Kredit? Sie wandte sich an Pater Melichar, der regelmäßig in das Dorf fährt, um dort die Messe zu halten. Sie fragte ihn, ob er nicht helfen könnte. Pater Melichar erzählte ihr vom Kuh-Projekt der Caritas, und so kam es, dass Nurgaikas Familie im letzten Jahr eine Kuh bekam.

Vor drei Wochen war es dann so weit, dass ihre Kuh, die sie Marta getauft haben, gekalbt hat. Nurgaika, ihr Mann und ihr jüngster Sohn führen uns über

den Hof, wo Hühner gackernd im Staub scharren und ein kleiner Hund uns mutig anbellt, bevor er sich dann aber doch unter einem Stuhl neben der Haustür versteckt.

Vor dem frisch gepflügtem Kartoffelacker der Familie steht angeleint das Kalb, das uns die Familie stolz zeigt. Weil es ganz schwarz ist heißt es Notschka – Nächtlein. Nachdem wir Fotos mit dem Kalb und der Familie gemacht haben, wird uns der Stall gezeigt, der mit der Hilfe von „Eine Kuh für Marx“ renoviert wurde und in der tat sehr solide aussieht. Nach dem uns alles gezeigt wurde, werden wir zum Tee hereingebeten.

Uns wird berichtet, dass die Situation im Dorf schwer ist. Schon seit vielen Jahren gibt es im Dorf kein Trinkwasser. Einmal in der Woche kommt ein Tankwagen, der Wasser ins Dorf bringt, das die Bewohner in 40 Liter-Kanistern für 10 Rubel kaufen. Dieses Wasser muss dann als Trinkwasser für den Haushalt und auch die Tiere reichen.

Einmal in der Woche gibt es frisches Trinkwasser

Nurgaika erzählt, wie froh sie über ihre Kuh ist. Sie berichtet, wie schwer es noch im letzten Jahr ohne ihre Kuh war. Es gab keine Milch zu kaufen, weder im Laden noch bei den Nachbarn. Marta gibt 20 Liter Milch am Tag, so dass sie nicht nur Milch trinken können, sondern auch noch Milch übrig bleibt, um Smetana, (den russischen Sauerrahm) und Butter zu machen – für sich selbst und zum Verkauf. Zurzeit ist der Verkauf von Milchprodukten ihre einzige Einnahmequelle – die Familie lebt von der Kuh.

Wir bekommen Tee und es werden uns selbst gemachte Brötchen angeboten. Marta ist gerade auf der Weide. Mittlerweile ist es schwer geworden einen Hirten zu finden, der auf die Gemeinschaftsherde aufpasst. Das Land in der Umgebung des Dorfes ist zu großen Teilen in Privatbesitz und es ist eine Straftat, Tiere auf fremdem Land weiden zu lassen, so dass kaum jemand die Verantwortung für die Tiere übernehmen möchte.

Nurgaika erzählt uns, das sie 47 Jahre alt ist. Früher lebte sie in



Sie freuen sich über das Kälbchen. Sergej und Anja erwarten ihr zweites Kind. Foto: Caritas.

der Stadt. Ihr Mann war Alkoholiker und sie ließ sich scheiden. Auf einem Markt lernte sie ihren jetzigen Mann kennen und zog zu ihm aufs Dorf. Sie lebt jetzt schon seit 15 Jahren in Selenopol.

Martas Kalb hat neue Besitzer

Nurgaika ist Kasachin, ihr Mann Russe. Ihr Mann fährt immer wieder für zwei Monate in den Norden, um dort für irgendeine Ölfirma zu arbeiten, dann ist er wieder für zwei Monate zu Hause. Diese Art der Arbeit wird etwas besser bezahlt, aber man kann sich vorstellen, was für eine Belastung es ist, seine Familie nur alle zwei Monate zu sehen, um dann wieder für zwei Monate weg zu fahren.

Etwas später tritt der Sohn der Familie mit seiner jungen Frau herein. Sie sollen das Kalb bekommen. Sergej ist 25, Anja 21

Jahre alt. Die beiden haben ein kleines Kind und erwarten ein zweites. Anja hat die Schule nach der 9. Klasse beendet. Verwandte hat sie in dem Dorf nicht. Ein Onkel ist in Deutschland, ihre Mutter lebt in einem anderen Dorf. Anja arbeitet nicht und eine Perspektive, Arbeit zu bekommen gibt es praktisch nicht. Sergej arbeitet als Maschinist. Der Lohn ist je nach Saison sehr verschieden.

Sie sind froh darüber, dass sie nun bald eine eigene Kuh haben, die Milch gibt und ihnen dabei hilft, ihre Kinder groß zu ziehen.

Anja unterzeichnet den Vertrag und wird damit Besitzerin des Kälbchens. Wir trinken unseren Tee und machen uns auf den Heimweg. Doch ohne dass wir nicht wenigstens etwas von der selbst gemachten Smetana mitnehmen, lässt man uns nicht gehen. Nach erneuten zwei Stunden Fahrt kommen wir schließlich wieder in der Caritas an.

Auch in diesem Jahr wurden wieder Kühe vergeben. Insgesamt 28 Familien (nicht mit eingerechnet die cirka 15 Familien, die ein Kalb bekommen) aus der Omsker Region werden dank der Spenden aus Deutschland mit einer Kuh unterstützt.



Bereits zum zweiten Mal hat der Kinderchor der katholischen Pfarrgemeinde in Marx an der Wolga eine CD mit Weihnachtsliedern aufgenommen.

Da es sehr wenige russische Lieder und Texte zum Weihnachtsfest gibt, liegt der Gemeinde die CD besonders am Herzen. Sie ermöglicht, dass russische Familien, die dem ka-

tholischen Glauben angehören, das Weihnachtsfest noch intensiver erleben können und traditionelles Liedgut weitergegeben wird. Auch für unsere deutschen Ohren sind die Aufnahmen ein Genuss. Den kleinen Künstlern ist eine ansprechende Musikaufnahme gelungen, die sehr berührt. Die Kinder freuen sich, dass mit ihrer CD nicht nur ihre Gemeindemitglieder, sondern

noch viel mehr Menschen ihre Musik hören können.

Wenn Sie an der CD interessiert sind, schicken wir Ihnen diese gerne gegen eine kleine Spende zu. Damit unterstützen Sie die Arbeit der katholischen Kirchengemeinde in Marx. Bitte wenden Sie sich an Gabriele Gieraths: 0541/34978-121 oder ggieraths@caritas-os.de.

Eine Kuh für Marx - Wir über uns

Seit über 10 Jahren unterstützt „Eine Kuh für Marx“, die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., bedürftige Menschen in Russland. Unser Ziel ist es, gemeinsam mit unseren russischen Partner vor Ort die ehrenamtliche und professionelle Sozialarbeit in Russland zu fördern und zu stärken.

* Wir helfen benachteiligten Kindern und Familien in Not mit dem russlandweiten Kuhprojekt und der Notfallhilfe im Bistum St. Clemens und im Kaukasus.

* Folgende Einrichtungen werden durch uns besonders gefördert: die Kinderzentren in Astrachan, Marx an der Wolga, Orsk, Orenburg, Wladikawkas, Wolgograd und Slawjanka/ Sibirien, das katholische Kinderheim St. Nikolaus in Novosibirsk, das Internat der Eucharistie-Schwestern in Marx an der

Sie wollen helfen?

**Kontoverbindung:
Sparkasse Osnabrück
Konto-Nr.: 235085
BLZ: 26550105**

Bitte geben Sie bei Überweisungen das jeweilige Stichwort für Ihre Spende an, z.B. „Kuh-Projekt“. Für eine Spendenbescheinigung fügen Sie bitte auch Ihre vollständige Anschrift hinzu.

Wolga und der Neubau des katholischen Gymnasiums in Tomsk.

* Schwangere Frauen und allein erziehende Mütter erhalten Unterstützung im Projekt „Schutz des Lebens“ in St. Petersburg und in den Mutter-Kind-Häusern in Novosibirsk und Tscheljabinsk.

* Alte und pflegebedürftige Menschen und Menschen mit

Behinderung finden Betreuung im katholischen Altenpflegeheim im „Kaniahaus“ in St. Petersburg und in den Familienhäusern der Gemeinschaft „Johannes XXIII.“ in Astrachan, Wolgograd und Elista.

* Wir unterstützen russlandweit Obdachlosenprojekte mit dem Schwerpunkt Sibirien.

* Ordensschwwestern und Priester des Bistums St. Clemens erhalten Unterstützung in ihren vielfältigen pastoralen und sozialen Aufgaben.

* Wir engagieren uns bei der Aus- und Fortbildung von Mitarbeitern der Caritaseinrichtungen in Russland.

* Das Programm Freiwilligendienste im Ausland ist ein weiterer Schwerpunkt. Junge Freiwillige leben und arbeiten in verschiedenen Städten und Projekten in Russland.

Impressum:

„Eine Kuh für Marx“ – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionverantwortliche:
Ottmar Steffan, Sabine Hahn



Die Gesichter hinter „Eine Kuh für Marx“: Ottmar Steffan, 0541/34978-164, osteffan@caritas-os.de – Sabine Hahn, 0541/34978-167, shahn@caritas-os.de

